

DIE WELTWOCH



Redet mit allen!

Die neuen Sprech- und Kontaktverbote sind ein Angriff auf die Demokratie.

Philipp Gut und Roger Köppel

Röstis blonder Albtraum

Besuch bei Naturschützerin Vera Weber am Brienersee. *Marcel Odermatt*

Die Hamas und die Nazis

Die Gaza-Islamisten führen einen Zivilisationskrieg gegen den Westen und das eigene Volk. *Michel Onfray*

Das Erbe des Hauses Agnelli
Fluch und Segen
über Italiens heimlicher
Königsfamilie

LIVING THE BEST VIEW.



Das rahmenlose Premium-Schiebefenster ermöglicht ein grenzenloses Raumerlebnis voller Licht, Luft und Atmosphäre.

Schweizer Perfektion seit 1886 | [swissfine.com](https://www.swissfine.com)


swissFineLine
exclusive frameless windows & doors

Redet mit allen

Mehrere Zeitungen fordern, die SVP und vor allem deren Nachwuchssektion sollten sich vom Rechtsextremismus distanzieren. Die Journalisten empören sich mächtig darüber, dass eine SVP-Jungpolitikerin offenbar an einem Vortrag des österreichischen «Identitären» Martin Sellner war. Die Zeitung *Blick*, der gegenwärtig die Journalisten davonlaufen, schrieb konspirativ von einem «Geheimtreffen». Dem allerdings widerspricht die Angeschuldigte. Es sei ein öffentlicher Anlass gewesen.

Man möchte den Kollegen etwas Gelassenheit wünschen. Seit wann ist es in der Schweiz verboten, an Vorträge zu gehen, um sich selber ein Bild zu machen? Was soll der überhebliche Ruf nach «Abgrenzung» oder «Distanzierung»? Da schwingt ja immer schon der Vorwurf mit, die betroffene Person habe sich zuvor in unstatthafter Nähe zum verhandelten Gegenstand bewegt. Muss man sich neuerdings rechtfertigen, wenn man mit jemandem redet oder gesehen wird, der den Journalisten nicht passt?

Für die Demokratie gilt: Alle reden mit allen über alles. Ich kann mir doch jederzeit einen Vortrag anhören, von wem ich will. Ich kann mich mit Menschen jeder Couleur unterhalten, diskutieren, streiten, je nach Bedarf. Das ist das Wesen unserer Staatsform, unserer «offenen Gesellschaft». Darin liegt auch ihr grosser Vorteil gegenüber der Diktatur. Dort gibt nur einer oder eine Elite den Takt vor, sagt, wer sich mit wem treffen, worüber gesprochen werden darf, wer dazugehört und wer nicht.

Täuscht der Eindruck, oder breitet sich auch in der Schweiz, heute von links, eine Über-

wachungs- und Kontrollwut aus, wie sie früher die Rechten gegen Linke übten? In den siebziger Jahren konnte es gefährlich sein, in einer linken Buchhandlung gesichtet zu werden. Die *Neue Zürcher Zeitung*, die jetzt auch kräftig mitmacht beim Distanzierungsfimmel, veröffentlichte am Siedepunkt des Kalten Kriegs einst die Privatadresse eines bekannten Schweizer Kommunisten. Sind wir bald wieder so weit?

Nein, wir brauchen diesen neuen McCarthyismus nicht, weder von links noch von rechts, und auch nicht aus Deutschland. Senator Joe

Draussen mag es immer wärmer werden, aber die Atmosphäre der Meinungen gefriert.

McCarthy war während der 1950er Jahre der prominenteste amerikanische Kommunistenfresser. Seine Hexenjagden zerstörten zahllose Biografien und Karrieren. Irgendwann übertrieb er es mit seiner Hysterie derart, dass die Öffentlichkeit von ihm abfiel. Erstaunlich lange aber liess man ihn wüten. Das rabiate Frömmeltum dieses Ideologen stiess auf Anklang.

Schon die liberalen Klassiker von Alexis de Tocqueville bis John Stuart Mill sahen voraus, dass auch Demokratien in den Despotismus kippen. Klar. Mehrheiten neigen dazu, Minderheiten zu erdrücken. Die Medien hätten hier den Auftrag, dageganzuhalten. Sie tun es nicht. Im Gegenteil. Sie machen bei den Hexenjagden mit, treiben sie voran. Dabei sollten gerade Journalisten mit allen reden, nicht nur über sie schreiben. Mit ihrer Abgrenzerei

entlarvt sich die Branche: Nicht die Sache zählt, nur das Vorurteil.

Freiheit ist nichts Selbstverständliches. Man muss sie immer wieder verteidigen. Vor dreissig Jahren flog der Fichenskandal auf, die flächendeckende Bespitzelung angeblich linker Staatsfeinde durch die damals vorwiegend rechten Behörden. Inzwischen haben die Linken die Macht, und mit ihnen zieht der gleiche Wahnsinn wieder auf, vielleicht noch eine Spur giftiger, intoleranter, weil die Linken und «Woken» sich bekanntlich als moralisch höherstehende Menschengattung empfinden.

Draussen mag es immer wärmer werden, aber die Atmosphäre der Meinungen gefriert. Offenbar haben auch in der Schweiz ein paar Leute in den Medien und in der Politik Angst vor abweichenden Ansichten. Wenn man mit seinen Argumenten nicht mehr durchdringt, versucht man es mit Druck, Verketzerung, Gewalt. Nur schwache Gesellschaften ächten «unerwünschte» Sichtweisen. «Ausgrenzung», «Distanzierung», der die «Isolierung» folgt, sind das Merkmal der Diktatur. Weg damit.

Noch nie waren die Menschen umfassender informiert. Doch das globale Dorf der Vernetzung produziert auch Fake News in nie gekanntem Ausmass. Mit den neuen Technologien haben sich die Menschen auch gigantische Fabriken des Irrtums, der Gerüchte, der Verblendung geschaffen. Der kritische Blick, die andere Sicht, vor allem: der persönliche Eindruck bleiben in unserer Zeit des globalisierten Herdentriebs unverzichtbare Instrumente auf der Wahrheitsuche. R. K.

Philipp Gut redet mit allen, Schweizer Militäranalytiker warnt vor den USA, Harold Hamm und die Kunst des Frackings, MvH über die Kriege der Agnellis

Die Schweiz ist aus dem Häuschen. Die «Grundfesten der Demokratie» seien in Gefahr, heisst es, als müsste man um den Fortbestand der Schweiz und der abendländischen Zivilisation zittern. Plant der Chef der Schweizer Armee einen Putsch gegen den Bundesrat? Wurde das Bundesgericht in Lausanne in Brand gesteckt? Nein: Eine bisher kaum bekannte SVP-Jungpolitikerin hörte einen Vortrag des österreichischen Migrationskritikers Martin Sellner. *That's it*. Natürlich klingt der Shitstorm, den dieses Nichtereignis auslöste, wie eine Posse aus Seldwyla, Anno Domini 2024. Doch das Lachen bleibt einem im Halse stecken. Es handelt sich um ein besonders greifbares Beispiel des Phänomens der Kontaktschuld: Aus der Sicht ihrer Herolde in Medien und Politik handelt es sich dabei um einen durch nichts zu rechtfertigenden Verstoss gegen die guten politischen Sitten, um etwas vom Schlimmsten, was man heutzutage tun kann. Philipp Gut hat den Fall und die dahinterliegenden Muster untersucht. Den Denk-, Sprech- und Treffverboten hält er entspannt die Ur-Losung der Demokratie und auch des Journalismus entgegen: Redet mit allen, immer und überall! **Seite 12**

Nicht mehr Moskau, sondern Washington werde zusehends zur Gefahr für die Schweiz. Deshalb sei es nun wichtiger denn je, wieder zur Neutralität zurückzukehren: Das sagt



Die Story-Quelle versiegt nie: Agnelli-Tochter Margherita.

Ralph Bosshard, ehemaliger hochrangiger OSZE-Mitarbeiter in Kiew. Der Schweizer Militäranalytiker ist ein intimer Kenner der internationalen Sicherheitspolitik. Die *Weltwoche* sprach mit ihm über Druckversuche der USA, den führungsschwachen Bundesrat und den deutschen Bundeskanzler Olaf Scholz, dem man bereits zwei Mal die Hosen «herunterzog». **Seite 22**

Harold Hamm ist die Verkörperung des amerikanischen Traums. Geboren als jüngstes von dreizehn Kindern, wuchs er im ländlichen Oklahoma auf und hat in den vergangenen fünfzig Jahren durch Fracking die Energiewelt revolutioniert. Urs Gehrig hat mit dem

Pionier über seinen Aufstieg auf den Erdgas-Thron und über den hartnäckigen Widerstand gegen das Fracking gesprochen. «Die Erdgasressourcen reichen für mindestens weitere hundert Jahre», so Hamm. «Es gibt keinen Grund, die Öffentlichkeit mit unwahren Weltuntergangsprognosen zu verängstigen.» **Seite 30**

Seit Jahren verfolgt Mark van Huiseling die Agnellis. Und in dieser Zeit hat er ein zwiespältiges Verhältnis zu den Mitgliedern von Italiens erster Familie entwickelt: Einerseits wünscht er ihnen, dass sie ihren Frieden mit sich, der Welt und, vor

allem, einander finden. Andererseits hofft er, aus geschäftlichen/beruflichen Gründen, dass die Streitereien und Verwerfungen anhalten mögen – worüber sollte er als freier Reporter berichten, wenn von den Industriellen und ihrem Gefolge keine neuen Nachrichten mehr kommen? Zurzeit allerdings, so sieht es aus, versiegt die Story-Quelle noch nicht – dafür sorgt Margherita Agnelli, die Tochter des grossen Gianni Agnelli. Sie klagt schon seit langem gegen ihre Kinder, jüngst schickte sie ihrem erfolgreichen ältesten Sohn John sogar die Finanzpolizei in sein Haus und seine Büros. Es geht um Geld, klar. Besser gesagt: auch um Geld. Worum sonst noch? **Seite 53**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Vorhöhle des Löwen: Beyoncé, Seite 66



Eine gegen Rösti: Vera Weber, Seite 18



Der Sonne entgegen: van Gogh, Seite 59

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Eilmeldung
Klimaschutz wird Menschenrecht
- 7 Peter Rothenbühler
Lieber Samih Sawiris
- 8 Bern Bundeshaus
Albert Röstis Saat geht auf
- 10 Weisheit des Herzens
Die Strudel der Philosophie
- 12 Redet mit allen, immer und überall
Die neuen Sprech- und Kontaktverbote
- 15 Wandelhalle
- 15 Simon Aegerter Strassburg verhöhnt
Menschenrechte
- 16 Mörgeli Wer sind die Schutzbedürftigen?
- 16 Geschwärzt bleibt geschwärzt
Herausgabe der Impfverträge blockiert
- 17 Peter Bodenmann
Noch eine SVP-Blindgängerinitiative?
- 18 Vera Weber «Es ist widersinnig,
Wälder und Bäume zu zerstören,
um das Klima zu retten»
- 20 Fledermaus gegen Musk
Brasilien am Rand der Diktatur
- 21 Michelle O'Neill
Irin im höchsten Amt
- 22 Ralph Bosshard
«Schweizer Politik-Elite gilt als schwach»
- 25 Kurt W. Zimmermann
Blick in den Abgrund
- 26 Bruno S. Frey Überlebt die Demokratie
die Digitalisierung?
- 28 Inside Washington
Trumps taktischer Schachzug
- 28 Anti-Barbies Augenaufschlag
Promis in der dunklen Schminkphase

- 29 Alles Gute zum Geburtstag
Gerhard Schröder, einer der Fähigsten
- 30 «Erdgas im Überfluss»
Revolution in Amerikas Energiebranche
- 34 Andreas Kley Der Verfassungsfreund
- 35 Anabel Schunke
Reden wir über den Islam
- 36 Schöne Neue Welt ARD und ZDF:
Es braucht eine Abrissbirne
- 37 Ueli Maurer Plötzlich im Visier
der Corona-Massnahmegegner
- 38 Michel Onfray
Die Hamas und die Nazis
- 41 Taube aus Bratislava
Slowakei-Präsident Peter Pellegrini
- 42 Zürcher Freisinns dritter Streich
Teurer Filz im Gesundheitswesen
- 43 Botswana Perle Afrikas
- 44 Sevim Dagdelen
Die drei grossen Mythen der Nato
- 46 Nato im Genfer Haus des Friedens
Auf leisen Sohlen Richtung Schweiz
- 48 Das indiskrete Interview
Vincent Gross, Sänger
- 49 Tamara Wernli Kinderfrei glücklich
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Vitus Huonder, Peter Sodann
- 52 Beat Gygi
Sollen Appenzeller für Genfer bezahlen?

FAMILIEN: DIE AGNELLI-ERBEN

- 54 Fluch und Segen des Hauses Agnelli
Margherita de Pahlen klagt
gegen ihre eigenen Kinder

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Das Böse im Menschen
Ovids Metamorphosen
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Beyoncé's Retourkutsche
Die amerikanische R'n'B-Königin hat
ein Country-Album veröffentlicht
- 68 Fernsehen
Die Gerhard-Schröder-Story
- 68 Kunst Augusto Giacometti
- 69 Serie «3 Body Problem»
- 70 Film «Coup de chance»
- 70 Pop und Comedy
Sina, Bänz Friedli und Ralf Schlatter live
- 71 Jazz Kathrine Windfeld Sextet
- 72 Unterwegs Heisses Bier vom Himmel

LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Sex
- 76 Zeitzeichen
- 77 Häuser
- 77 Thiel Palästina
- 78 Bei den Leuten *Weltwoche*-Talk in Zürich
- 80 Essen
- 80 Wein
- 81 Auto
- 81 Objekt der Woche
- 82 Der Sinn des Lebens Simona de Silvestro

Klimaschutz wird Menschenrecht

Die Strassburger Richter übertreffen sich selber: Das Urteil gegen die Schweiz ist reine Politik. Brisant: Es gab nie eine Volksabstimmung über den Beitritt zu diesem Tribunal.

Claudio Zanetti

Schon wieder wurde die Schweiz vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) verurteilt. Das Gericht befand, dass durch das Verfehlen früherer Emissionsreduktionsziele einige Menschenrechte verletzt worden seien. Hier geht es nicht mehr nur um Geld oder darum, dass wir einen kriminellen Straftäter mehr nicht des Landes verweisen dürfen. Hier geht es um den Kern unserer demokratischen Ordnung. Die Euphorie, nach dem Zweiten Weltkrieg beim Aufbau eines neuen Europa mitzuhelfen, ist verflogen.

So wichtig die Judikative in einem Rechtsstaat auch ist: Eine Demokratie darf unter keinen Umständen zulassen, dass sie zum Richterstaat verkommt. Selbst unter der Annahme, dass «Klimaschutz» ein drängendes Thema sei, müssen wir uns der Usurpation der Eidgenossenschaft durch eine politische Justiz widersetzen. Das ist es, was unter Wehrhaftigkeit zu verstehen ist.

Ausgerechnet FDP-Präsident Thierry Burkart, der noch vor wenigen Jahren das Primat des Völkerrechts proklamierte und vehement gegen die Selbstbestimmungsinitiative der SVP kämpfte, erinnerte auf X daran, dass das Bundesgericht den klagenden Klimaseniorinnen entgegenhielt, dass «Anträge auf eine bestimmte Gestaltung aktueller Politikbereiche [...] auf dem Weg der demokratischen Mitwirkungsmöglichkeiten eingebracht werden können». Strassburg sieht es offenbar anders. Und Strassburg geht vor – auch dank Burkart und seiner Partei.

Acht Jahre später gehörten wir dazu

Es lohnt sich, zurückzublicken, wie unser Land in diese Falle tappen konnte und welche Versprechen des Bundesrates sich als Schall und Rauch erwiesen: Am 28. November 1974 ist die Schweiz nach elf Jahren Mitgliedschaft im Europarat auch der Europäischen Menschenrechtskommission (EMRK) beigetreten. Dem Bundesrat war dabei vor allem die Förderung individueller Rechte und der internationalen Solidarität ein zentrales Anliegen, wie auf der Website des Bundesarchivs nachzulesen ist.

Dieser Betrachtung schloss sich auch die *Weltwoche* an. In einem Leitartikel kritisierte Chefredaktor Lorenz Stucki 1955 die vorsichtige Zurückhaltung der politischen Schweiz: «Vor zehn Jahren fürchteten wir die Isolierung. Mit Recht. Aber haben wir sie heute nicht ebenso sehr zu fürchten? Wir sind weitherum die bes-

Bundesrat Graber erklärte, es sei unvorstellbar, dass die Schweiz je verurteilt werde.

ten Europäer, solange es die andern betrifft. Aber was, wenn sich tatsächlich eine Art vereinigtes Europa mit der Zeit entwickelt? Die überaus harmlose Idee, an den überaus harmlosen Europarat in Strassburg einen schweizerischen Beobachter zu entsenden, wurde nicht einmal diskussionswert befunden, sondern mit dem Schlagwort der Neutralität erschlagen.» Acht Jahre später gehörte die Schweiz dazu.



Primat des Völkerrechts: FDP-Präsident Burkart.

Weil schon früh klar war, dass die Menschenrechtskonvention die Rechtsordnung tiefgreifend verändern würde, verlangten viele Politiker eine Volksabstimmung. Immerhin sollten künftig vom Bundesrat oder Bundesgericht getroffene Entscheidungen an den EGMR weitergezogen werden können. Das Parlament folgte allerdings dem Bundesrat und verzichtete selbst auf ein fakultatives Referendum, da die Konvention jederzeit gekündigt werden könne und die Bundesverfassung ohnehin praktisch kongruent sei mit der EMRK. Eine fatale Fehleinschätzung, der der sozialdemokratische Bundesrat Pierre Graber die Krone aufsetzte mit der Aussage, es sei unvorstellbar, dass die Schweiz mit ihren hohen Standards wegen Verletzung von Menschenrechten verurteilt werde.

Himmeltraurige Bilanz

Mittlerweile ist das Unvorstellbare an der Tagesordnung. Längst mischen sich die Strassburger Richter in Dinge, die sie nichts angehen. Schlimmer noch: Sie schaden der ursprünglichen Idee, ein immer besseres, «in Vielfalt geeintes Europa» aufzubauen.

Ein Beispiel gefällig? 2014 verhinderte der EGMR die Ausschaffung einer afghanischen Familie aus der Schweiz nach Italien, wie es «Schengen/Dublin» vorsieht. Das Gericht war der Ansicht, angesichts der prekären Zustände im italienischen Asylwesen sei die menschenwürdige Behandlung und Unterbringung nicht gewährleistet.

In der Konsequenz bedeutet ein solches Urteil, dass das Land mit den schlechtesten Zuständen in seinem Asylwesen am wenigsten Asylsuchende aufzunehmen hat. Anstatt Mindeststandards festzulegen und durchzusetzen, betreibt der EGMR eine sozialistische Umverteilungspolitik, die – wie immer – zu einer Nivellierung nach unten führt. Seit seiner Gründung 1949 hat es der Europarat also nicht geschafft, ein Europa aufzubauen, in dem die menschenwürdige Unterbringung von Asylsuchenden in sämtlichen Mitgliedstaaten gewährleistet ist. Eine himmeltraurige Bilanz.

Lieber Samih Sawiris

Ich bewundere Ihre Hartnäckigkeit und Überzeugungskraft. Und Ihre unverbrüchliche Liebe zu gottverlassenen Flecken auf dieser Welt. Mit einem Milliardenvermögen und viel Charme haben Sie eine Touristenzstadt in die Wüste gepflanzt und aus dem eher schattigen Andermatt, dem niemand eine touristische Zukunft voraussagte, ein interessantes Resort gemacht, Hotels und Appartements gebaut, die sich sehen lassen, und ein Skigebiet erschlossen, das vom Besten ist.

Seit vielen Jahren bemühen Sie sich um die Halbinsel Isleten am Urnersee, wo früher die Sprengstofffabrik der Cheddite AG mit Villa stand, ein landschaftliches Dornröschen, das Sie kaufen konnten und zu neuem Leben erwecken möchten, mit Hotel, Appartements, Bootshafen et cetera. Und wie damals in Andermatt gibt's auf einmal riesigen Gegenwind, vor allem in Medien, die Ihre Bemühungen um Isleten darstellen, als braue sich da eine Verschwörung der



Ewige Dankbarkeit:
Investor Sawiris.

wichtigsten Figuren des Unterlandes zugunsten eines bösen Milliardärs aus dem Morgenland zusammen.

Einen «Machtzirkel» hätten Sie sich aufgebaut, um im Interesse Ihres Projekts gewisse Regeln des Landschaftsschutzes auszuhebeln. Gerade als ob die Urner Nomenklatura so ein-

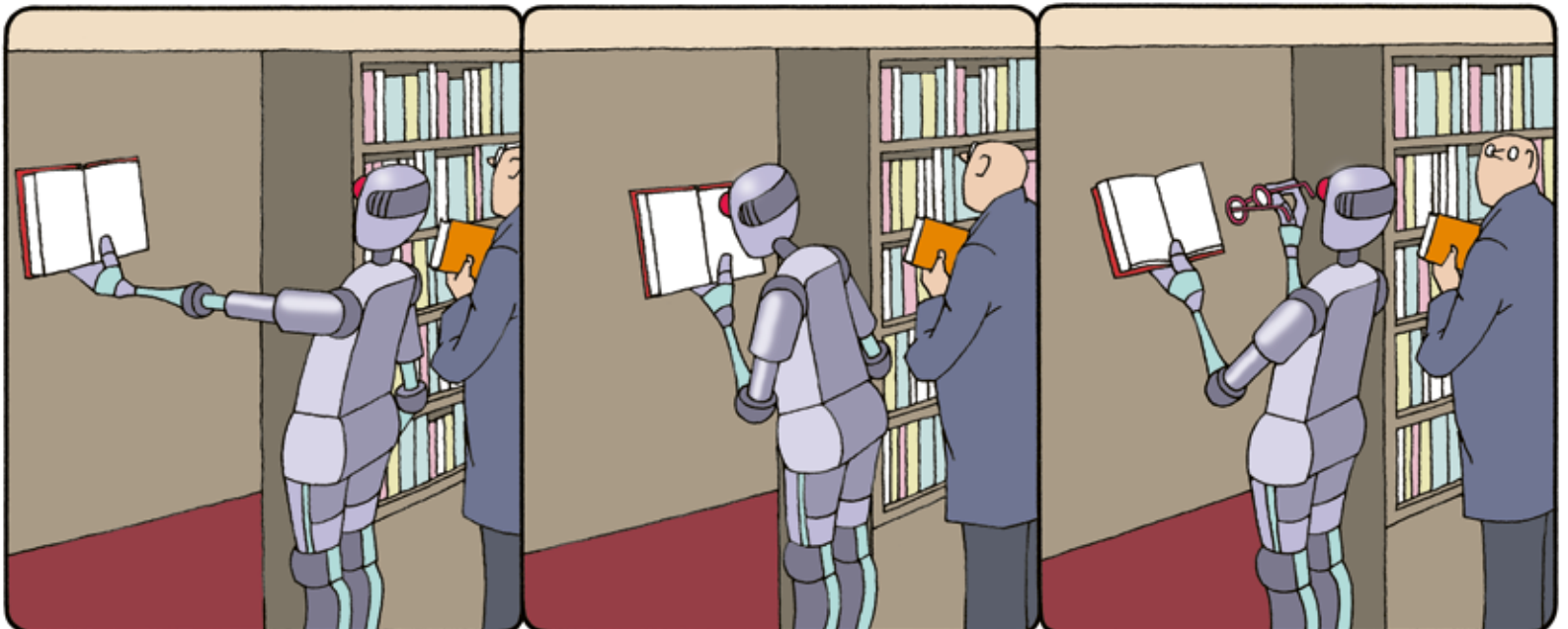
fach über den Tisch zu ziehen wäre. Hier werden nicht nur Sie beleidigt, sondern auch das gesamte Urner Establishment, darunter lupenreine, unbestechliche Politiker von grossem Format.

Aber so, wie wir Sie kennen, werden Sie Ihr Projekt so anpassen und redimensionieren, dass es alle Hürden passiert. Wenn nicht, wird das Halbinselchen wieder seinem Schicksal überlassen. Und Sie können sich endlich zur Ruhe setzen.

Die Urner werden Ihnen für das, was Sie aus dem Kasernendorf Andermatt gemacht haben, ewig dankbar bleiben. Und die Stänkerer aus Zürich können sich rühmen, einen grosszügigen, umsichtigen und geduldigen Promoter mit einer unschönen Verschwörungstheorie vergattert zu haben, die niemandem weiterhilft.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Albert Röstis Saat geht auf

Die Konflikte um die Windenergie werden heftiger, wie das Beispiel Rickenbach (LU) zeigt. Mit dem Mantelerlass aus der Feder des heutigen SVP-Bundesrats wird alles noch ärger.

Auf dem Stierenberg der Gemeinde Rickenbach (LU) ist bei einem Windparkprojekt der Name Programm. Mitte-Nationalrätin Priska Wismer und ihre Familie wollen dort drei Windräder gegen den Willen der Bevölkerung durchstieren. Schon zweimal haben die Stimmbürger dem Projekt eine Abfuhr erteilt, das letzte Mal am 3. März. 60 Prozent bejahten damals die Schaffung einer Schutzzone ohne Windanlagen auf ihrem Hausberg. Aber noch immer ist dieses umstrittene Energieprojekt nicht vom Tisch, obwohl Wismer mit ihren Plänen einen Dorfkrieg entfacht hat.

Der Kanton gibt ihr gewissermassen Rückendeckung. In einer Teilrevision des kantonalen Richtplans zum Thema Windenergie hat Luzern dafür geeignete Gebiete ausgeschieden. Insgesamt sind es 22, darunter auch der Stierenberg. Darum will das Bau-, Umwelt- und Wirtschaftsdepartement des freisinnigen Regierungsrates Fabian Peter diesen Windpark trotz Widerstand der lokalen Bevölkerung durchsetzen.

Jedenfalls muss man dies aus der Antwort von Peters Informationsdienst auf eine Anfrage der *Weltwoche* schliessen. Die Gemeinde Rickenbach habe für eines dieser Eignungsgebiete eine Schutzzone beschlossen, welche in dem dafür erfassten Gebiet die Realisierung einer Anlage für die Windenergienutzung ausschliesst. Ein Bauverbot für Windkraftanlagen sei aber mit den bundesrechtlichen Vorgaben nicht vereinbar, so das Amt.

Stromproduktion vor Umweltschutz

Es widerspräche den Beteuerungen des nationalen Energieministers komplett, wenn der Kanton Luzern den lokalen Widerstand gegen die Wind-Pläne der Familie Wismer ignorieren würde. Bundesrat Albert Röstli hat vor dem Parlament und später auch in Interviews zum Mantelerlass wiederholt hervorgehoben, dass das Mitspracherecht der Betroffenen in den Gemeinden nicht missachtet wird.



Dorfkrieg am Stierenberg: Mitte-Politikerin Wismer.

Man darf sich fragen, ob dies ehrlich gemeint war oder nur so dahergeredet, um die Gegner der Vorlage nicht noch mehr aufzuscheuchen. Röstis Credo: «Wir müssten rasch mehr Strom produzieren» – und zwar auch mit Windkraftanlagen. Zur Beschleunigung hat man im Umweltrecht viele Hindernisse aus dem Weg geräumt. Kommt

Entscheide der lokalen Bevölkerung werden ignoriert, Volksrechte eingeschränkt.

es zu einem Konflikt, hat die Energieproduktion einen Vorrang gegenüber dem Umweltschutz. Anders gesagt: Mit Röstis Mantelerlass werden Entscheide der lokalen Bevölkerung ignoriert, Volksrechte eingeschränkt. Es ist eine gefährliche Offensive, die der SVP-Bundesrat lanciert hat.

Die Organisation Freie Landschaft Schweiz (FLS), die sich mit grossem Engagement gegen die Verspargelung der Schweiz wehrt, spricht

von über tausend Wind-Anlagen, die notwendig sind, will man das vom Bund anvisierte Ausbauziel bis 2050 erreichen – also 7 Prozent des Stromverbrauchs. Die von der FLS aufgeschaltete Liste mit Windparks ist ellenlang, obwohl die Schweiz in jener Zone Europas mit den schwächsten Winden liegt. Die Kollateralschäden an Natur und Landschaft, die Lärmbeeinträchtigungen sind dafür umso grösser, der volkswirtschaftliche Nutzen wird als eher klein geschätzt. Müsste die Schweiz nicht hellhörig werden, wenn das oberste Verwaltungsgericht in Frankreich alle Bewilligungen für Windturbinen auf Eis legt, bis abschliessend bewiesen ist, dass deren Lärm für die Gesundheit der lokalen Bevölkerung nicht schädlich ist?

«Warum nicht?»

Wahrscheinlich käme auch hierzulande niemand auf die Idee, auf jedem Hügel Maschinen hinzuklotzen, wenn nicht bis zu 60 Prozent der Investitionskosten über den Netzzuschlag (2,3 Rappen pro kWh)

subventioniert würden. Niemand will solche lärmigen Windräder vor seiner Haustüre, auch nicht Energieminister Albert Röstli. Er sagte dazu gegenüber der *Aargauer Zeitung*: «Nein, ich finde Windturbinen nicht schön. Aber wenn ich wählen kann, ob ich im Winter kein warmes Wasser habe oder ein paar Turbinen auf dem Berg, dann ist meine Wahl klar.» Und weiter: Er wolle zwar keine Windräder auf dem Lauberhorn. «In einem Seitental auf der Grimsel hingegen, wo man sie kaum sieht, warum nicht?»

Viele der geplanten Anlagen sollen aber eben nicht bloss in irgendwelchen verschlungenen Gebirgstälern zu stehen kommen, sondern im Siedlungsgebiet, wie in Rickenbach. Die Bevölkerung wird das Objekt ihrer Kritik und ihres Ärgernisses stets in Sicht haben und muss diesen Unfug über die Stromrechnung sogar noch mitfinanzieren.

«Es ist widersinnig, Wälder und Bäume zu zerstören, um das Klima zu retten»: Seite 18

Fünf Gründe, in Silber zu investieren

Bitcoin, Gold oder Silber: Wer macht das Rennen als Krisenwährung? Silber ist das älteste Geldmetall der Geschichte. Die Chancen stehen gut, dass es auch die Zukunft für sich entscheiden wird. Profitieren Sie davon – mit dem S-Deposito.



Innovation aus der Schweiz: die BB Wertmetall bietet Lösungen für Familien und Firmen, um in Edelmetalle zu investieren.

1. Silber hat seine Kaufkraft über Jahrhunderte behalten.

«Ich vertraue Gottes echtem Geld. Echtes Gold und Silber gibt es seit der Entstehung der Erde», sagte Robert Kiyosaki. Er hat den meistverkauften Finanzratgeber «Rich Dad, Poor Dad» verfasst. Schon Jesus erhielt zur Geburt echtes Gold geschenkt. Und er führte mit seinen Jüngern eine Silberkasse. Demgegenüber gibt es unsere Notenbanken seit etwas über 100 Jahren – und die Kryptowährungen seit der Finanzkrise. Dabei hat Silber sogar die längere Geschichte als Geldmetall als Gold, wie Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman feststellte. Seit Jahrtausenden hat es seinen Wert behalten.

2. Die Nachfrage übersteigt das Angebot seit Jahren.

Heute dienen zwei Drittel des Silbers industriellen Zwecken. Die Tendenz ist steigend. Denn Silber wirkt antimikrobiell und ist ein exzellenter elektrischer Leiter. Zukunftsbranchen wie Elektromobilität, Photovoltaik, Telecom und Medizinaltechnik lechzen nach Silber. In einem Tesla soll ein Kilo des

Rohstoffs stecken. Im Gegensatz dazu stellt ein Bitcoin eine elektronische Formel dar. Da ein Grossteil des Silbers «verbaut» wird, verknappt es sich zusätzlich.

3. Silber ist immer Gold wert, aber praktischer als dieses.

Jahrtausende lang war Silber etwa 15 mal günstiger als Gold. Das entsprach ungefähr dem Verhältnis der Edelmetalle in der Erdkruste. Erst in den letzten Jahrhunderten geriet Silber gegenüber Gold ins Hintertreffen. Mit anderen Worten: Silber scheint historisch günstig bewertet.

4. Ein fairer Silberpreis wird sich durchsetzen.

Die Menge an Silber-Terminkontrakten überschreitet das physisch vorhandene Silber oft um ein Vielfaches. Einige institutionelle Investoren und Unternehmen versuchten so, den Silberpreis künstlich tief zu halten. «Lügen haben kurze Beine», gilt aber auch an den Märkten. Der Spielraum für Manipulationen ist geschrumpft, was dem Silberpreis Auftrieb verleihen dürfte.

5. Silber bedeutet Freiheit und Unabhängigkeit.

Ein Investment in Silber funktioniert auch unabhängig von Banken. Während Gold in der Vergangenheit teilweise als illegal erklärt wurde, ist dies bei Silber deutlich unwahrscheinlicher. Solche Restriktionen würden die Industrie zu hart treffen.

Smart in Silber investieren mit dem S-Deposito

Das S-Deposito vereint die Eigenschaften physischen Silbers mit der Flexibilität eines Depots. Mit jeder Einzahlung erwerben Sie direkt reines Silbergranulat, den Grundrohstoff für sämtliche Silberanwendungen. Dabei bewahrt die BB Wertmetall das Silber der Kunden in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100 Prozent versichert. Zugleich bleiben Sie flexibel: Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich. Zudem eignet sich das S-Deposito für Tauschgeschäfte. Bei mehr als 60 Unternehmen kann man Einkäufe gegen Silbergranulat tätigen.

Die Strudel der Philosophie

All die Greifbarkeit von Dingen, all die Unbegreifbarkeit von allem.



Das Kind in mir ist nicht viel älter geworden.

Annemarie Pieper ist gestorben, auch, es ist ein wenig untergegangen im grossen Sterben gerade, die Philosophin, Professorin, Autorin, Rednerin und was sie sonst noch alles war. Und ein Mensch ist ja dann immer auch noch ein Teil dessen, was er nicht geworden ist, aber vielleicht hätte werden können.

Ich habe keine Idee, was das Schattenleben bei ihr hätte sein können. Vielleicht war es eine Art der Leichtigkeit des Seins, die für Existenzphilosophen noch unerreichbarer ist als eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens.

Vor Jahren, als junger Mann, der gerade anfang, sich Gedanken zu machen über die Geografie des Seins und die eigene Verortung dort, kaufte ich ein Buch von ihr, «Ethik und Moral» hiess es. Ich habe darin geblättert, gelesen habe ich es nie, und gekauft habe ich es, weil ich damals, wie heute auch noch, eine Schwäche für Philosophinnen hatte, und Pieper war eine der Allerersten, und sie kannte sich aus mit meinen damaligen Welterklärungshelden, Kierkegaard und Jaspers, die, ich muss es einräumen, zu gross waren für meinen kleinen Geist.

Tagelang beschäftigten mich ihre philosophischen Modelle, die meinen Rahmen sprengten, ich machte Spaziergänge, Notizen, ich kaufte Lexika. Und fand dann ganz einfach bei Hemingway die beste Kurzform dessen, was Moral so ist: «Soweit ich sittlich weiss, weiss ich nur, dass das, was moralisch ist, dazu führt,

dass Sie sich danach gut fühlen, und was unmoralisch ist, macht Sie danach schlecht.»

Wahrscheinlich hegte ich die Hoffnung, dass Philosophinnen mir helfen könnten, Licht in meine von mir konstruierten Daseinswelten zu werfen, tief hinein in mein existenziell Nebulöses. Ich verstand mich ein klein wenig besser als die Frauen, mit denen ich mich umgab, und hoffte wohl, eine Philosophin könnte die grössten Fragen beantworten: warum Verliebtsein so einfach ist und Liebe viel schwieriger etwa.

Meine Welt damals war eine zusammengewürfelte, eine eklektische, ein bisschen Camus und Sartre, ein bisschen Dostojewski und Hemingway, Bukowski und Barthes, in der Richtung, und dann war sie noch jene, in der ich das ewige Kind bleiben würde.

Nicht unwichtig war, ich muss es erwähnen, dass ich damals davon ausging, dass Philosophinnen gut vögeln können müssten, so als Ausgleich zu ihrem vergeistigten Leben, aber das habe ich nie herausgefunden, und jetzt ist es bald zu spät, befürchte ich.

Mit dem Älterwerden verflachte die eklektische Phase der Jugend, das Kind in mir ist nicht viel älter geworden, ich glaube, das ist gar nicht so schlecht, obwohl es einem natürlich in seinem Bestreben, erwachsen zu werden oder es gar zu sein, stets im Wege steht. Ziemlich bald nach der Jugend fängt beim Menschen die Phase an, in der er vermehrt auf sich selbst zurückfällt, und ich

bedauere dies ein klein wenig, weil es doch angenehm war, als junger Mann vieles sein zu können und trotzdem irgendwie das Gefühl zu haben, sich selbst zu sein.

Die Frage, wer man ist oder wer man hätte sein können, ist ein Begleiter bis vielleicht in die allerletzten Momente des Seins. All diese Annäherungen an diesen ominösen Kern des Selbst, all die Unerreichbarkeit. Man selbst, das ist ein Wechselspiel zwischen ewigem Kennenlernen, einer, im besten Falle, guten Freundschaft mit gelegentlichen Schlechtwetterphasen, mit Umarmungen und mit, wenn man gar kein Glück hat, Entfremdung und Depersonalisation.

Und hin und wieder, mal mehr, mal weniger, kann die Philosophie Hilfe sein, ein Anstoss, ein Tritt in den Hintern, ein Trost. Ein kleines Boot, das einen durch die stürmischen oder flauen Wasser des eigenen Lebens trägt und das einen auf dieser Fahrt hin und wieder etwas Kleines, manchmal etwas Grösseres begreifen lässt.

Was das genau ist – schwer zu sagen. All diese Machenschaften des Seins, die Greifbarkeit von Dingen, die Unbegreifbarkeit von allem. Diese Reise vom Leben in den Tod, mit ihren Elysien, ihren Kerkern, ihren Freuden, ihrem Schmerz, dieses Streunen, dieses zielgerichtete Laufen manchmal, und das Stolpern und das Fallen. Ein Leben hat man, man muss es nicht unbedingt begreifen, aber leben sollte man es. Vielleicht ist dies die Philosophie des Lebens.

Redet mit allen, immer und überall

Die neuen Sprech- und Kontaktverbote
sind ein Angriff auf die Demokratie.

Philipp Gut

Es herrscht Alarmstufe Dunkelrot: Die «Grundfesten der Demokratie» seien in Gefahr, liest man, als müsste man um den Fortbestand der Schweiz und der abendländischen Zivilisation zittern. In allen Titeln, in allen Formaten wird gewarnt. Seit Wochen beherrscht das Thema die Schlagzeilen der grossen Medienhäuser des Landes, von der NZZ und Ringier über Tamedia und CHMedia bis zum gebührenfinanzierten Schweizer Radio und Fernsehen (SRF), das wiederholt zu bester Sendezeit darüber berichtete.

Was ist geschehen, was ist passiert? Hat, wie Udo Lindenberg und Apache 207 singen, ein Komet zweimal eingeschlagen? Plant der Chef der Schweizer Armee einen Putsch gegen den Bundesrat? Wurde das Bundesgericht in Lausanne in Brand gesteckt?

Heimtückische Gedankenübertragung

Nein, nichts dergleichen, nicht ansatzweise. Der Grund der Erregung und der apokalyptischen Szenarien ist – allen Ernstes – dieser: Eine SVP-Jungpolitikerin und Jurastudentin aus dem Baselbiet, die bis vor ein paar Wochen nur Insider kannten, hat früher einmal (einmal!) einen Vortrag des österreichischen Migrationskritikers Martin Sellner gehört, der eine «Remigration» befürwortet. Seither fordern Medien und Politiker aller Parteien, teilweise sogar der SVP, die Jungpolitikerin und ihre Kollegen im Parteivorstand müssten sich «distanzieren», «abgrenzen», Asche aufs Haupt streuen und zu Kreuze kriechen.

Das Phänomen heisst «Kontaktschuld»; es ist, aus Sicht seiner Verfechter, ein untolerierbarer und durch nichts zu rechtfertigender Verstoß gegen die guten politischen Sitten und scheinbar etwas vom Schlimmsten, was man heutzutage tun kann. Nicht mal ein Massenmörder bekommt so viel mediale Aufmerksamkeit wie jene Jungpolitikerin. Oder um bei der Politik zu bleiben: mit Notrecht regieren, die Verfassung verletzen, Volksinitiativen nicht umsetzen und fremde Richter einsetzen? Das kümmert die Medien im Vergleich zur seitenfüllenden Kontaktschuld-Saga offenbar nur peripher.

Natürlich ist das, wenn man den konkreten Fall betrachtet, possenhaft lächerlich: Eine politisch engagierte junge Frau soll die Uralt-Demokratie, die Solid- und Granit-Demokratie der Schweiz gefährden, bloss weil sie sich politisch interessiert und informiert und die Ansichten eines anderen anhört? Das ist Realsatire. Die spinnen, die Schweizer. *Seldwyla forever!*

Doch weil es eben nicht aus dem überzeichnenden Fantasiereich der Satire stammt, wo es zweifellos hingehörte, sondern ganz und gar und durch und durch real ist, also den aktuellen Geisteszustand der grossen Mehrheit der Schweizer Journalisten und wohl auch Politiker widerspiegelt – sogar SVP-Parteikollegen fordern Distanz und Quarantäne und stellen Rücktrittsforderungen –, müssen wir uns doch etwas ernsthafter damit auseinandersetzen.

Denn was hier zum Ausdruck kommt und sich im Begriff der «Kontaktschuld» verdichtet, bedeutet ja: Gewisse Journalisten, Medien, Politiker definieren, wer wen trifft, wer mit wem spricht, wer wem zuhören, wer was sagen darf. Der deutsche Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) zum Beispiel darf eine massive Rückführungsoffensive fordern («Wir müssen endlich im grossen Stil abschieben»), aber wehe, wenn ein Martin Sellner dasselbe verlangt (auch wenn die Kriminalitätsrate von Ausländern, wie eben wieder, Rekordwerte erreicht). Es herrscht ein stillschweigender oder – wie in den letzten Tagen und Wochen – bisweilen auch sehr lauter Konsens darüber, wer überhaupt am öffentlichen und demokratischen Diskurs teilnehmen darf und wer nicht.



Verteidigung der Grundfesten der Demokratie.

Haben wir nicht im Staatskundeunterricht gelernt, dass in der Demokratie jeder frei seine Meinung äussern darf? Hat man uns nicht beigebracht, dass das politische System der Schweiz auf Teilhabe, auf Konsens, auf Kollegialität, auf dem ständigen, auch institutionell verankerten Austausch aller interessierten Akteure beruht? Haben wir da etwas verpeilt, haben wir da etwas falsch verstanden?

Item: Die Mentalität, die hinter solchen Forderungen und Ritualen des Distanzierens, des Reinwaschens und Säuberns von fremden Personen, fremden Ansichten und fremden Werten steht, ist völlig abwegig und in sich widersprüchlich. Das gilt natürlich für die Demokratie – und auch und erst recht für den Journalismus, der historisch gesehen Öffentlichkeit, den öffentlichen Austausch über Stände und Klassen hinweg, erst herzustellen half. Greifbar wird hier





eine Ideologisierung der politischen und publizistischen Debatte, die den Kern der offenen Gesellschaft ansäuert und ironischerweise das Gegenteil dessen bewirkt, was die Herolde einer «Kontaktschuld» im besten Fall – wir unterstellen ihnen nun mal gute Absichten – bezwecken wollen: Demokratie, öffentliche Diskussion und Journalismus werden so nicht gestärkt, sondern geschwächt. Ein Journalist, der «Kontaktschuld» predigt, sägt an der Kanzel, auf der er steht.

Ich bin selbst, und deshalb greife ich hier ausnahmsweise zur Ichform, in das Visier einer NZZ am Sonntag geraten, weil ich – o Schande – den bösen Buben Martin Sellner für die Weltwoche und für Hochz.tv interviewt hatte. Ob es denn keine «Grenzen» gebe, fragte mich die NZZ empört, mit wem ich als Journalist spreche. Meine Antwort: Ich rede lieber mit den Leuten als bloss

über sie. (Natürlich: Man kann auch über Leute vorreden und schreiben, ohne sie persönlich zu treffen, man kann nicht die ganze Welt treffen, aber dann sollte man sich zumindest bemühen, möglichst viel über sie in Erfahrung zu bringen, und nicht Storys nachweislich auf Falschmeldungen bauen, wie es etwa das deutsche «Recherchenetzwerk» Correctiv oder jüngst der Schweizer Sonntagsblick taten, als sie im Zusammenhang mit Sellner und den jeweils ach so Kontaktschuldigen von «Geheimtreffen», «Massendeportationen» und anderen unwahren Dingen fantasierten, die sie längst korrigieren mussten.)

Die Gegenfrage an die Grenzziehenden, Ausgrenzenden lautet: Wer, wenn nicht wir Journalisten, sollte mit allen reden? Ist es nicht eine journalistische Eigenschaft, vielleicht sogar Tugend, neugierig und offen zu sein? Und sollte man das nicht gerade auch mit jenen tun, die sonst nicht zu Wort kommen? Wenn alle auf dem Pausenplatz auf den dicken Jungen mit der Brille einprägen, sollen wir uns dann der Meute anschliessen? Oder sollten wir vielleicht auch seine Version der Geschichte anhören?

Um es direkter zu sagen: Die These, dass man sich schuldig mache, dass man sich durch irgendeine geheimnisvolle und heimtückische Gedankenübertragung anstecke, wenn man sich auch nur anhöre, was andere sagen, steht jeder Form einer aufgeklärten, liberalen Auseinandersetzung entgegen und etabliert im Grunde einen autoritär angehauchten Herrschaftsdiskurs nach dem Motto: «Wir sagen, mit wem du reden darfst.»

Platon, auf den Hund gekommen

Man könnte in diesem Zusammenhang fast von einem auf den Hund gekommenen Platonismus sprechen: Der griechische Philosoph Platon plädierte für eine Herrschaft der Auserlesenen, der Weisen, der Philosophenkönige – modern: der Experten und Technokraten –, weil nur sie wüssten, was wirklich gut und was böse ist.

Die Parallelen zu heute sind unübersehbar: In der Demokratie, schon gar nicht in der direkten Demokratie der Schweiz, ist keine Ansicht, keine Meinung richtiger oder wertvoller, weil sie von bestimmten Personen geäussert wird. Entscheidend ist der Wettbewerb der Ideen, das *trial and error*, oder wie es Karl Popper unter dem Eindruck des Totalitarismus im 20. Jahrhundert formuliert hat: die fortwährende Möglichkeit der Fehlerkorrektur durch Wahlen und Abstimmungen.

Von dieser Essenz des freien Redens, sei es nun im politischen oder im medialen Feld – wobei sich dies ja stets überlagert –, entfernen wir uns mit Konzepten wie «Kontaktschuld» oder «Cancel-Culture» und all den praktizierten Denk- und Sprechverboten im Zeitalter einer überbordenden politischen Korrektheit erstaunlicherweise immer mehr. Zu beobachten ist eine Art Dialektik der Aufklärung: Toleranz kippt in

Intoleranz. Ausgerechnet diejenigen, die vorgeben, die «Grundfesten» der Demokratie zu verteidigen, indem sie bestimmen wollen, wer mit wem spricht, wer wem zuhört, wer wessen Vorträge besucht oder Bücher liest, kratzen und bohren selbst eifrig an diesen demokratischen Fundamenten.

Man kennt solche Ausbremsmanöver aus der Geschichte, nur unter umgekehrten Vorzeichen: Es ist noch gar nicht so lange her, dass

Demokratie, öffentliche Diskussion und Journalismus werden so nicht gestärkt, sondern geschwächt.

Lehrer oder andere den Job verloren, wenn sie beim Einkaufen in der roten Buchhandlung Pinikus in Zürich erwischt wurden. «Moskau einfach!», lautete der Standardsatz, wenn jemand aus linker Warte Kritik am bürgerlichen Betonblock übte. In den USA war die McCarthy-Ära legendär, in der Jagd auf echte oder vermeintliche Kommunisten gemacht wurde. Das ging so weit, dass nun wirklich über allen Verdacht erhabene Exilautoren wie der grundbürgerliche Thomas Mann eines «premature anti-fascism», eines vorzeitigen, angeblich zu frühen Antifaschismus bezichtigt wurden, weil sie vor Hitler gewarnt hatten, bevor er die Stiefel auf einen setzte und die Gashähne aufdrehte.

Wollen wir wirklich wieder in solche Sphären abdriften? Wollen wir uns auf einen derart selbstgerechten Moralismus versteifen, dass nur schon die Tatsache, dass jemand jemand anders zuhört, als politisches Kapitalverbrechen geahndet wird, das mit Schandpfahl und Lossagung («*mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa*») gesühnt werden muss?

Wohl lieber nicht. Die Gegenlösung hiesse: Redet mit allen, immer und überall!

dieSchweiz.ch

unabhängig
und kostenlos
inserieren



©Lamborghini



© Museo Ferrari



fotolia.com © Alexander



VIP-Spezialreise «Motor Mania e Dolce Vita» Rasante Träume auf Rädern

Willkommen in der Emilia-Romagna, der Heimat von so berühmten Sportwagen und Motorrädern wie Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani! Auf dieser exklusiven Leserreise besuchen wir die legendären Produktionsstätten und Museen. Kulinarische Genüsse machen das italienische Lebensgefühl perfekt.

Wir logieren im 4-Sterne-«Starhotel Excelsior» im Herzen von Bologna (oder gleichwertig). Gleich nach dem Einchecken begrüsst uns Fabio Lamborghini, der Neffe des legendären Firmengründers Ferruccio Lamborghini, bei einem Aperitif mit Antipasti. Nach einem Einblick in die faszinierende Produktion der Edelschmiede Lamborghini und einem Rundgang durch das Werksmuseum öffnen sich für uns die Türen zum Ferruccio Lamborghini-Privatmuseum. Welch toller Anblick sind die dort ausgestellten Modelle!

Im Stadtteil Borgo besuchen wir am zweiten Tag Werk und Museum des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Unterhaltsam wird uns die Geschichte des Unternehmens präsentiert. Im Anschluss an eine authentische Parmigiano-Verkostung erwartet uns das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Emotion pur! Dann widmen wir uns der wohl exklusivsten Autoschmiede der Welt: Pagani. Hier wird Mobilität zur Kunst. Gegen Abend werden wir auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Am dritten Tag sehen wir endlich rot – bei Ferrari in Maranello! Hier schlagen die Herzen aller Motorsportfans höher. Auf einer Werksrundfahrt und im Museum erleben wir die Geschichte hautnah. Für noch mehr Gänsehaut-Feeling gibt es die Möglichkeit zur Probefahrt im Ferrari auf den Strassen rund um Maranello (Preis: Fr. 160.–).

Ein Rundgang durch Bolognas historische Altstadt rundet das unvergessliche Erlebnis ab. Beim gemeinsamen Abendessen lassen wir die Eindrücke Revue passieren.



fotolia.com © Sashkin

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise: «Motor Mania e Dolce Vita»

Reisetermin: 5. bis 8. September 2024

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Bologna–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 3 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne «Starhotel Excelsior» in Bologna (o. gleichw.)
- 1 Aperitif und Antipasti mit Fabio Lamborghini
- 1 Mittag- und 2 Abendessen in Restaurants
- 1 Parmigiano-Verkostung
- 1 Weinprobe mit Abendessen
- Besuch des Lamborghini-Werks und Werksmuseums, des Ferruccio Lamborghini-Privatmuseums, des Ducati-Werks und -Museums, des Maserati-Museums der Familie Panini und des Werks von Pagani
- Besichtigung des Ferrari-Museums sowie Werksrundfahrt mit dem Bus
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»
- Qualifizierte deutschspr. Reiseleitung

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1795.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 2095.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 250.–
Ermässigung bei Eigenan-/abreise:	Fr. 250.–
Ferrari-Probefahrt:	Fr. 160.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an: info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Auffällig zugänglich: Justizminister Jans.



Am Drücker: Chefredaktorin Birrer.

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Jans, Wyss, Christen, Faki, Tischhauser, Kleck, Wanner, Neuhaus, Birrer, Rhyn

Medien kreieren massgeblich das Image der Politiker. Berichtet die Presseschar vornehmlich positiv über einen Volksvertreter, bleibt bei der Bevölkerung genauso etwas hängen, wie wenn eine Person oft ins schlechte Licht gerückt wird. **Beat Jans** scheint diese Erkenntnis verinnerlicht zu haben. Während seiner Zeit als SP-Nationalrat wirkte der Basler stets etwas introvertiert und reserviert. Als Bundesrat erweckt er nun einen anderen Eindruck. Der Justizminister gibt sich gerade gegenüber Journalisten auffällig zugänglich, freundlich und offen. Die Zukunft wird zeigen, ob der Sozialdemokrat diesen Imagewandel durchzieht.

Einen Wechsel vollzogen hat auch seine Parteikollegin **Ursula Wyss**. Nach ihrem Rücktritt als Gemeinderätin (Regierung) der Stadt Bern tauchte sie ab und ging auf Distanz zur Öffentlichkeit. Doch nun kehrt die Partnerin des Vizedirektors des Bundesamtes für Gesundheit – **Thomas Christen** – ins Rampenlicht zurück. Die ehemalige SP-Fraktionschefin ist unter die Buchautoren gegangen. Zusammen mit anderen Autoren veröffentlicht Wyss am 1. Mai das Werk «Velowende – Für eine lebendige Stadt». Das Thema scheint gut gewählt. Kein Politiker hat die Zweiräder gefördert wie die ehemalige Verkehrsdirektorin. 2014 lancierte Wyss einen Aktionsplan mit dem Ziel, bis im Jahr 2030 den Anteil von Velofahrern in Bern zu verdoppeln.

Bald Zeit für ein Buchprojekt hätte auch **Sermîn Faki**. Die Co-Politikchefin verlässt wie ihr Lebenspartner und Stellvertreter **Pascal Tischhauser** den *Blick*. Was die versierte Redaktorin künftig machen will, lässt sie offen. Bei Tischhauser ist dagegen klar, wohin es ihn zieht: Er wird im Sommer Co-Generalsekretär der Grünliberalen (GLP). Tischhauser hat den Schalter schnell umkippen können. «Mich reizt es, an einer zentralen Schaltstelle im Bundeshaus zu arbeiten. Insbesondere für eine so progressive und lösungsorientierte politische Kraft wie die GLP», erklärt er in einem Interview mit dem Branchenportal *Personenlich.com* schon im besten Parteien-Propaganda-Speech. Denn eines ist sicher unter der Kuppel des Parlamentsgebäudes: Ziel führend und pragmatisch zu sein, geben in ihren Werbekampagnen alle vor.

Faki leitete seit 2017 die Politik-Berichterstattung der Boulevardzeitung. Sie gehört zu den Frauen, die dem Deutschschweizer Print-Bundeshausjournalismus der vergangenen Jahre den Stempel aufdrückten. Mit **Doris Kleck**, **Anna Wanner** (beide CH Media), **Christina Neuhaus** (NZZ), **Raphaella Birrer** und **Larissa Rhyn** (beide Tamedia) sind bei allen grossen Verlagen Frauen am Drücker, die entscheiden, was aus Bundesbern dem Publikum rapportiert wird. Ob die Frauen den Politikjournalismus attraktiver und interessanter gemacht haben? Zumindest die Leserzahlen bestätigen diese Hoffnung nicht.

Strassburg verhöhnt Menschenrechte

Klimaschutz sei ein Menschenrecht: Der Gerichtshof für Menschenrechte hat gesprochen. Indem die Schweiz nicht genug tut, um ältere Frauen vor den schlimmen Auswirkungen des Klimawandels zu schützen, verletze sie die Menschenrechte.

Und wie reagiert die politische Schweiz auf diese Verurteilung? Mit Euphorie auf der Linken und mit Entsetzen auf der Rechten. Dabei wäre nur eine Reaktion angebracht: schallendes, ja homerisches Gelächter. Denn dieser Strassburger Richterspruch ist einfach nur lächerlich.

Ja, alte Frauen leiden unter der Hitze. Alte Männer übrigens auch. Aufgrund des Klimawandels gibt es wohl ein paar Hitzetage mehr als früher. Als Warner vor dem Klimawandel seit fast fünfzig Jahren überrascht mich das nicht. Der Clou: Der Menschenrechtsrat macht die Schweiz dafür verantwortlich.

Der Klimawandel wird verursacht durch die Verbrennung fossiler Brennstoffe und den damit bedingten Ausstoss von 37 Milliarden Tonnen CO₂ in die Atmosphäre. Jedes Jahr. Ja, die Schweiz ist immer noch daran beteiligt. Etwa mit einem Tausendstel. Dafür wird sie vom Menschenrechtsgerichtshof gerügt.

Die Schweiz hat sich demokratisch verpflichtet, per 2050 per saldo kein CO₂ mehr zu emittieren. Ein anspruchsvolles Ziel. Sie ist bereit, dazu alle Mittel einzusetzen: Fotovoltaik, Wind, Wasserkraft, vielleicht Geothermie. Allerdings nicht Kernenergie. Die bleibt vorerst verboten. Das heisst doch wohl, das Verbot neuer Kernkraftwerke verstösst gegen die Menschenrechte.

Die Schweiz tut alles, was man tun kann, um ihren Beitrag zum Klimawandel zu minimieren. Und wenn sie gar nichts täte, hätte das keinen Einfluss auf den Klimawandel. Darum ist die Verurteilung der Schweiz durch den Gerichtshof für Menschenrechte nur lächerlich.

Das ist zwar lächerlich, aber nicht lustig. Wenn sich der Gerichtshof für Menschenrechte der Lächerlichkeit preisgibt, gibt er auch die Menschenrechte der Lächerlichkeit preis. Das ist eine Katastrophe. Die Menschenrechte sind zu wichtig, zu fundamental für das Konzept der Humanität, als dass man sie für frivole politische Spielereien missbrauchen darf. Das schallende Lachen bleibt im Hals stecken. Der Gerichtshof für Menschenrechte sollte sich schämen.

Simon Aegerter

MÖRGELI

Wer sind die Schutzbedürftigen?

Die Stadt Stein am Rhein gab unlängst die Zahl von 3570 Einwohnern bekannt – inklusive der «Schutzbedürftigen». Die Aargauer SP-Nationalrätin Gabriela Suter forderte soeben, dass der Asylbereich den «wirklich Schutzbedürftigen» zugutekomme. Radio SRF fragte Asylminister Beat Jans (SP): «Nehmen Sie in Kauf, dass Schutzbedürftige durch die Masche fallen?» Stäfa hat Geld zur Eignungsabklärung «von weiteren Unterbringungsmöglichkeiten von schutzbedürftigen Personen» bewilligt.

So viel Schutzbedürfnis war noch nie. So viele Schutzbedürftige waren noch nie. Die rund 70 000 aufgenommenen Ukrainer erhielten den Status S für Schutzbedürftige. Was sie gegenüber den andern «Flüchtlingsen» massiv bevorteilte. Denn diese Schutzbedürftigen dürfen vom ersten Moment an arbeiten. Was sie aber nicht so richtig wollen. Noch immer sind vier Fünftel der schutzbedürftigen S-Kategorie aus der Ukraine ohne Arbeit – und also mit Steuergeldern finanziert.

Und jetzt das: Der Zürcher Regierungsrat und Sicherheitsdirektor Mario Fehr (ehemals SP, jetzt parteilos) machte darauf aufmerksam, dass die Ukrainer an vierter Stelle der Kriminalitätsstatistik stehen. «Auffällig und ein neues Phänomen sind die Ukrainer», sagte Fehr. Die Straftaten von Asylkriminellen sind hierzulande innert Jahresfrist um 50 Prozent gestiegen. Vor allem bei schweren Gewaltstraftaten und bei Diebstählen. Die angeblich Schutzbedürftigen stellen den Hauptharst bei der Zunahme der Verbrechen. Dazu gehören auch und besonders die mit dem Status S bevorzugten «schutzbedürftigen» Ukrainer.

Da stellt sich die Frage, wer eigentlich schutzbedürftig ist. Schutzbedürftig sind mittlerweile Herr und Frau Schweizer, deren Wohnungen, deren Hab und Gut und deren Autos vor Einbrüchen nicht mehr sicher sind. Schutzbedürftig sind unsere Frauen, die sich abends nicht mehr auf die Strasse getrauen. Schutzbedürftig sind unsere Jugendlichen, die im Ausgang vor Messerattacken nicht mehr sicher sind. Es wäre höchste Zeit zur Einführung des Schutzstatus S. Wobei «S» so viel wie «Schweizer» bedeutet.

Christoph Mörgeli

Geschwärzt bleibt geschwärzt

Der Bund blockiert weiterhin die vollständige Herausgabe von Covid-Impfverträgen – auch auf Druck aus dem Ausland.

Philipp Gut

Was steht wirklich alles in den geheimen Impfverträgen, die das Bundesamt für Gesundheit (BAG) mit Herstellern abgeschlossen hat? Diese Frage bleibt weiterhin offen. Der Bund und die Pharmafirma Novavax wehren sich mit allen Mitteln gegen vollständige Transparenz. Nun hat das Bundesverwaltungsgericht mit Datum vom 5. April 2024 einem erneuten Hinausschieben stattgegeben. Bis Ende April muss das BAG sich vernehmen lassen, wie es sich zu einem entsprechenden Gesuch um Einsicht stellt.

Der Bund weigert sich bis heute, Steuerzahler und Öffentlichkeit lückenlos zu informieren. Geschwärzt sind insbesondere Passagen zu Preis- und Zahlungsinformationen, Lieferkonditionen, zur Haftung oder zur «Schadloshaltung» des Herstellers. Die Begründung für die Fortsetzung der Verdunkelungstaktik lässt aufhorchen: Bei Offenlegung würde der gute Wille von Partnerstaaten gefährdet. Die Geheimhaltung entspreche «internationalem Konsens».

Erpresserische Drohung

Schliesslich, so die schon fast erpresserisch anmutende Drohung, würden die Herstellerfirmen künftig darauf verzichten, den vergleichsweise kleinen Schweizer Markt zu bedienen oder nur schon mit den schweizerischen Behörden in Verhandlung zu treten, falls die Verträge transparent gemacht würden.

Überblickt man das nun schon bald drei Jahre dauernde Ringen um eine korrekte, vollständige Information der Öffentlichkeit, so fällt auf, dass der Bund seine Argumentation im Laufe der Verhandlungen geändert hat. Machte er zuerst «wirtschaftspolitische Interessen der Schweiz» für die Geheimhaltung der Verträge geltend, sind es nun aussenpolitische, konkret: die Rücksichtnahme und angebliche Verpflichtung gegenüber anderen Staaten.

SVP-Nationalrat und Beschwerdeführer Rémy Wyssmann hält dagegen. Er ist der Auffassung, «dass die massive Schwärzung ganzer Textpassagen und Seiten rechtsmissbräuchlich, bundesrechtswidrig und unverhältnismässig ist und zudem eine Rechtsverweigerung dar-

stellt». Vorenthalten würden der Öffentlichkeit ausgerechnet die wohl wichtigsten und informativsten Abschnitte. Als steuerzahlender und von der Pandemie mitbetroffener Bürger habe er ein schutzwürdiges Interesse an der Offenlegung der geschwärzten Textpassagen, um sich zu informieren über die Geheimhaltungspraktiken von Bundesrat und BAG, über die finanziellen Auswirkungen der Impflieferungen auf den Schweizer Steuerzahler, über die Abwälzung von finanziellen Haftungsrisiken auf die Käuferin, also die Eidgenossenschaft und die Allgemeinheit, sowie über die damit verbundenen finanziellen und rechtlichen Konsequenzen. Letztlich gehe es bei allen diesen Fragen um das Vertrauen in die Politik und die Verwaltung.

In der Tat: Während die sogenannten RKI-Files in Deutschland und auch in Österreich die Debatte um die Aufarbeitung der Corona-Politik befeuern und vorantreiben, hinkt die Schweiz einer seriösen Aufklärung immer noch hinterher.

liebe ist...



... furchtlos.

Noch eine SVP-Blindgängerinitiative?

Die SVP will keine Zehn-Millionen-Schweiz. Eine Steilvorlage für höhere Mindestlöhne.



Die SVP hat die seltene Begabung, scheinradikale Initiativen in den politischen Raum zu stellen. Warum scheinradikal? Weil die Initiativen keine griffigen Übergangsbestimmungen vorsehen, werden sie in Bern vom Parlament verwässert. Anstatt etwa bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative das Referendum zu ergreifen, legen sich die SVP-Granden auf den Rücken.

James Schwarzenbach scheiterte 1971 mit seiner beinhart formulierten Initiative. Deren Inhalt: Mehr als 10 Prozent Ausländer darf es pro Kanton nicht geben. Alle andern werden abgeschoben. Die Initiative wurde nur knapp abgelehnt. Sie hinterliess bei der SP und den Gewerkschaften tiefe Gräben, weil sie gemeinsam mit den Bürgerlichen die Initiative bekämpften, ohne flankierende Massnahmen zu verlangen. Ein historischer Fehler sondergleichen. Von daher ist es richtig, dass die Gewerkschaften Guy Parmelin heute in die Zange nehmen.

Die Gewerkschaften haben mit der Initiative für eine 13. AHV-Rente bewiesen, dass man es unter Nutzung des Initiativrechts auch richtig griffig machen kann. Spätestens ab 2026 muss Elisabeth Baume-Schneider den Dreizehnten auszahlen. Der Text lässt keine politischen *Buebetrickli* zu. Vergleichbar gut sind die Krankenkassen-Initiativen der SP und der Mitte. Sie würden, wenn sie angenommen werden, die unsoziale Mehrheit des Parlaments in dessen Verteidigungsdrittel festnageln.

Weil die NZZ jeden Tag jammert, gehe ich davon aus, dass nach der AHV-Initiative zumindest die SP-Krankenkassen-Initiative durchkommen wird.

Die neuste Initiative aus der SVP-Initiativen-Fabrik verlangt, dass die Schweiz bis 2050 nicht mehr als zehn Millionen Einwohner aufweisen darf. Der Bundesrat müsse gegebenenfalls dagegen Massnahmen ergreifen. Und selbst die erfolgreiche Personenfreizügigkeit aufheben.

Damit die Unternehmer, die der SVP nahe stehen, keine Angstzustände bekommen, verschiebt man das Zehn-Millionen-Ziel auf das Jahr 2050. Das heisst, auf den St. Nimmerleinstag. Im Jahr 2050 wäre ich 98 Jahre alt. Zugegeben, die Mehrheit der Schweizerinnen und

Die janusköpfige SVP hat es nicht leicht. Sie muss unterschiedliche Wählerschichten bedienen.

Schweizer will keine Zehn-Millionen-Schweiz. Ich gehöre leider zur Minderheit, also zu jenen, die auch gerne in einer Schweiz mit zwölf Millionen Einwohnern alt werden möchten.

Die Initiative spielt Pierre-Yves Maillard in die Hände. Warum? Wenn die Schweiz weniger Zuwanderung will, muss sie erstens die Mindestlöhne massiv erhöhen, damit die Produktivität endlich Fahrt aufnimmt. Zweitens die pauschalbesteuerten Ausländerinnen und Ausländer korrekt besteuern und so in andere Steuerparadiese vertreiben. Und schon haben wir EU-kompatibel sicher weniger als zehn Millionen Einwohner.

Die janusköpfige SVP hat es nicht leicht. Sie muss unterschiedliche Wählerschichten bedienen. In keiner anderen Partei als der SVP

werden prozentual mehr Wählerinnen und Wähler von der Begrenzung der Krankenkassenprämien auf 10 Prozent profitieren. Marcel Dettling muss Kreide fressen. Um vom eigenen sozialen Versagen abzulenken, will seine Partei bei der Entwicklungshilfe sparen.

Die Schweiz ist glücklicherweise, zusammen mit Österreich, ein Loch im Nato-Donut. Wir haben einen unschätzbaren Standortvorteil, den wir nicht aufgeben sollten. Statt Nato-kompatibel aufzurüsten, brauchen wir eine kostengünstige Guerilla-Armee. In der militärischen Logik des verteuerten Zivilverteidigungsbüchleins. Das lehren uns die laufenden Kriege.

So etwa blockieren die Huthi-Krieger erfolgreich die wichtigste Handelsroute der Welt. Mit selbstgebastelten Raketen, Drohnen und ferngesteuerten Schnellbooten.

Israel hat zumindest die zweitbeste Hightech-Armee der Welt. Seit sechs Monaten gewinnt diese den Kampf gegen die Hamas nicht. Netanjahu will nicht Israel vor der Hamas schützen, sondern sich selber vor Neuwahlen und damit vor dem Gefängnis.

Die Ukraine zerstört mit Kamikaze-Drohnen russische Raffinerien, die sich weit im Landesinnern befinden. Die Leopard-Panzer bringen es nicht. Es braucht endlich einen Waffenstillstand nach koreanischem Vorbild.

Die Schweiz muss nicht aufrüsten, sondern intelligent abrüsten. Und dank den so freierwerbenden Mitteln eine internationale Grösse in Sachen Entwicklungshilfe werden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

«Es ist widersinnig, Wälder und Bäume zu zerstören, um das Klima zu retten»

Vera Weber zieht in den Kampf gegen Bundesrat Albert Röstis einschneidendes Stromgesetz. Im grandiosen «Grandhotel Giessbach» am Brienersee erklärt die legendäre Umweltschützerin, wie sie am 9. Juni die übermächtig scheinende Allianz der Befürworter bodigen will.

Marcel Odermatt

Eine prächtigere Zentrale, um einen Abstimmungskampf zu bestreiten, hatte ein Referendumskomitee noch nie. Seit Mai 2023 amtiert Vera Weber nicht nur als Präsidentin der Fondation Franz Weber, sondern führt auch als Direktorin ad interim das «Grandhotel Giessbach» und hat eine Bleibe im Personalhaus neben dem Gebäude aus der Belle Epoque.

«Ein klarer Verfassungsbruch!»

Es war ihr Vater Franz Weber, der 1983 mit der Stiftung «Giessbach dem Schweizervolk» das historische Ensemble hoch über dem Brienersee vor dem Untergang rettete und zu neuem Leben erweckte. Weil sie bisher keinen geeigneten Hotelleiter gefunden hat, macht Vera Weber den Job selbst, wie sie der *Weltwoche* auf einem Rundgang durch die 22 Hektaren grosse Anlage erzählt, die langsam aus dem Winterschlaf erwacht.

Im Salon Giron mit fantastischem Ausblick auf See und Berge führt die 49-Jährige aus, weshalb die Stimmbürger am 9. Juni das Stromgesetz («Mantelerlass») ablehnen sollen. Namensgeber des Raums ist der Maler Charles Giron (1850–1914), dessen Gemälde «Schwingfest in den Alpen» die Wand schmückt. Bekannt ist der Genfer Künstler für sein Monumentalwerk «Wiege der Eidgenossenschaft» im Nationalratssaal.

Weber steht vor einer schwierigen Kampagne. Ein breites Bündnis, angeführt von SVP-Umweltminister Albert Röstli, sekundiert von Energiepolitikern seiner Partei, von FDP, Mitte, EVP, GLP, SP und Grünen, aber auch Wirtschaftsverbänden wie Economiesuisse, Bau-, Strom-, Autobranche und Gewerkschaften, setzt sich für das Anliegen ein. Selten habe eine politische Vorlage einen so breiten Konsens gefunden, betonen die Befürworter deshalb bei jeder Gelegenheit gerne.

Trotz dieser Übermacht hat Weber den Fehdehandschuh aufgenommen und vertritt mit ruhiger Stimme, aber unmissver-

ständlichen Worten, weshalb sich die Schweizer Politik-Elite mit diesem Gesetz auf dem Holzweg befindet: «In einer unheiligen politischen Allianz ist ein bürokratisches Monster entstanden, das die Natur und die Landschaft zerstört, die demokratischen Mitspracherechte einschränkt und gegen die Verfassung verstösst.»

Sind eine überdeutliche Mehrheit des Parlaments und der Bundesrat bereit, auf dem Altar des Klimaschutzes und der Stromproduktion das oberste Regelwerk des Landes zu verletzen?

«Diese Projekte kommen nur zustande, weil der Bund bis zu 60 Prozent der Installationskosten übernimmt.»

Ein happiger Vorwurf. Die Umweltschützerin, die seit 2014 an der Spitze des Lebenswerks ihres legendären, 2019 verstorbenen Vaters steht, insistiert: «Ja, es ist ein klarer Verfassungsbruch! Neue Energieanlagen werden bei einem Ja zum Dekret grundsätzlich Vorrang erhalten. Das heute gültige Gleichgewicht zwischen Schutz und Nutzung wird fallengelassen.» Dabei gäbe die Verfassung klar den Auftrag, die verschiedenen Interessen gleichrangig zu behandeln. «Die über Jahrzehnte durch den Willen

der Mehrheit des Volkes und der Kantone in der Bundesverfassung beschlossenen Verfassungsbestimmungen für den Erhalt der natürlichen Umwelt werden desavouiert.»

Gegen Solargrossanlagen in den Alpen

Die parteilose Stiftungspräsidentin hat sich tief in die Vorlage eingearbeitet. Sie nennt ein konkretes Beispiel, wie der Naturschutz ausgehebelt wird. Im Stromgesetz werde etwa festgehalten, dass in Biotopen von nationaler Bedeutung und in Wasser- und Zugvogelreservaten neue Anlagen zur Nutzung erneuerbaren Energien ausgeschlossen seien. Nach diesen Ausführungen werde aber gleich eine Reihe von Ausnahmen präsentiert, wie die Reduktion von Wassermengen in Bächen und Flüssen innerhalb von Schutzgebieten, um oberhalb des Naturortes Wasser für die Stromproduktion entnehmen zu können.

Was wäre die Alternative? Vera Weber ist der Auffassung, der Mantelerlass müsse zurück ins Parlament geschickt und korrigiert werden. Gleichzeitig schlägt sie einen massiven Ausbau der Solarenergie vor. Das Stromgesetz verlangt, dass auf grossen Dächern und Fassaden, die neu gebaut und über 300 Quadratmeter gross sind, künftig Fotovoltaikanlagen montiert werden müssen. Dieser Vorschlag reiche nicht. «Solaranlagen sollen auf allen geeigneten Hausdächern, an Fassaden und Infrastrukturen installiert werden, wo keine Beeinträchtigung des Kulturgutes und der Natur erfolgt.»

Tatsächlich hat das Bundesamt für Energie in einer Studie schon 2019 berechnet, dass auf Schweizer Gebäuden jährlich 67 Terawatt Sonnenenergie erzeugt werden können, mehr als der gesamte Bedarf des Landes. Stellt sich die Frage, ob Weber auch bereit wäre, auf ihrem Hotel diese Panels zu installieren. Sie schmunzelt und sagt, nein, dieses Gebäude stehe unter nationalem Denkmalschutz und wäre davon ausgenommen.

Entschieden stemmt sich Weber gegen Solargrossanlagen in den Alpen.



Bedeutung der Natur: Kampagnenleiterin Weber.

«Diese Projekte kommen nur zustande, weil der Bund mit einer hohen Einmalvergütung bis zu 60 Prozent der Installationskosten übernimmt.» Weber spürt Rückenwind aus der Bevölkerung. In den letzten Monaten versenkten die Stimmbürger in den Gemeinden Surses GR, Hasliberg BE, Gstaad BE, Ilanz/Glion GR, Disentis GR, Rickenbach LU und Oberiberg SZ grosse Pläne für alpine Solaranlagen.

Wenig oder gar nichts hält die Referendumsführerin vom geplanten massiven Ausbau von Windturbinen. «Die Schweiz ist kein Windland», hält sie lapidar mit Blick auf den ruhigen Brienersee fest. «Es ist widersinnig, das Klima retten zu wollen, indem wir unsere Wälder und Bäume zerstören.» Dieser Einwurf lässt sich schwer widerlegen und dürfte noch für grosse Diskussionen sorgen – gerade bei Umweltschützern. Die Eingriffe in die Natur sind massiv. Es braucht Zufahrtsstrassen, viele Tonnen Beton und tiefe Bohrungen ins Erdreich. Bis zu 500 Quadratmeter Landwirtschafts- oder Waldfläche werden voll versiegelt.

Keine Option ist für Weber auch die Rückkehr zur Atomkraft. «Das Volk hat den Ausstieg beschlossen. Ich sehe deshalb keinen Grund, diesen Entscheid zu revidieren.»

Die Herausforderin des Politik-Establishments argumentiert sachlich und präzise. Bei einem Vorwurf verliert sie aber kurz die Contenance. Die Befürworter des Vorstosses unterstellten ihr kürzlich an einem Point de Presse, sie würde «Partikularinteressen vertreten und damit die Versorgungssicherheit der Schweiz gefährden».

Weber: «Das ist völlig absurd. Wir haben das Referendum ergriffen, weil wir nach langen Abklärungen zum Schluss kamen, dass das Stromgesetz der falsche Weg ist. Die Fondation Franz Weber oder ich persönlich verdienen oder profitieren in keiner Weise.»

SVP-Dettlings Gratwanderung

Das Gegenteil sei der Fall. Die mit Spenden, Legaten und Mitgliederbeiträgen finanzierte Stiftung mit ihren 36 000 Mitgliedern verwende eigene Mittel, um diesen Abstimmungskampf zu bestreiten. Im Augenblick stünden 400 000 Franken zur Verfügung. Gleich geht sie zum Gegenangriff über. Der Grund, weshalb die Wirtschaftsverbände geschlossen Partei für das Anliegen ergreifen, sei das Geld. Unterstützt der Souverän im Frühsommer das Vorhaben, werden Milliarden von Franken an Fördermitteln ausgeschüttet. «Die Anhänger glauben, dass sie von diesem staatlichen Geldsegen auch profitieren werden. Deshalb sind sie Feuer und Flamme. Wenn jemand Partikularinteressen verfolgt, dann diese Seite, sicher nicht wir.»

Auf die Frage, welche Chancen sie sich ausrechnet, reagiert Weber ausweichend: «Es wird auf jeden Fall verdammt schwierig.» Sie könne keine Prognose machen.



Kampf gegen ein bürokratisches Monster: Vera Weber im «Grandhotel Giessbach».

Die Gegner tun sicher gut daran, Weber nicht zu unterschätzen. Schon in der Vergangenheit gelangen ihrer Gruppe spektakuläre Erfolge. Der grösste war sicher vor zwölf Jahren, als die Bevölkerung überraschend der Zweitwohnungsinitiative zustimmte. Wie jetzt mit dem beliebten Umweltminister Röstli duellierte sich Weber 2012 mit einer scheinbar übermächtigen Gegnerin – der Mitte-Bundesrätin Doris Leuthard.

Damals hatte sie die Linke auf ihrer Seite, jetzt kämpft sie mit der SVP. Offen ist, wie sehr sich die Partei ins Zeug legen wird. Für den neuen Präsidenten Marcel Dettling ist es eine Gratwanderung. Wie stark will der Schwyzer

Nationalrat auf seinen eigenen Bundesrat losgehen? Röstli hat auf jeden Fall signalisiert, dass er die Opposition aus den eigenen Reihen sportlich nehmen wird. Bei der Beschlussfassung an der Delegiertenversammlung in Langenthal Ende März blieb er bis zum Schluss und erklärte, dass er gut damit leben könne, dass seine Partei eine Sachfrage anders beurteile als er selbst.

Zumindest auf dem Papier sind die beiden ein starkes Duo. Hier die höfliche, unaufgeregte und detailversessene Weber, dort die Rechtspartei, die komplexe Zusammenhänge für jeden verständlich zusammenfassen kann.

Und mit dem Hotel «Giessbach» stünde auch ein Ort für eine würdige Siegesfeier bereit.

Fledermaus gegen Musk

Bundesrichter Alexandre de Moraes will den Kurznachrichtendienst X zensieren. Brasilien steht am Rande der Diktatur.

Alex Baur

Am 3. April liess der amerikanische Journalist Michael Shellenberger die Bombe auf X (vormals Twitter) platzen. Aufgrund des internen Mailverkehrs des Rechtskonsulenten Rafael Batista bei Twitter wird dokumentiert, wie der Oberste Gerichtshof von Brasilien zwischen 2020 und 2022 den Wahlkampf zwischen dem rechtsliberalen Jair Bolsonaro und seinem linken Herausforderer Lula da Silva manipulierte. Das Gericht liess die Accounts von prominenten rechten Politikern und Journalisten (mit bisweilen Hunderttausenden von Followern) nicht nur systematisch sperren.



Prototyp des enthemmten Polit-Richters: de Moraes (l.), Präsident da Silva.

Es verlangte überdies private Angaben zu Usern, die nach bestimmten Stichworten (Hashtags) herausgefiltert wurden.

Das Ziel ist klar

Besonders perfid: Twitter durfte die gesperrten und überwachten User nicht über den richterlichen Befehl orientieren, sondern musste einen «Verstoss gegen interne Richtlinien» vorschreiben. Die Zensurierten hatten damit keine Möglichkeit, sich zu wehren. Aus den Verfügungen geht zudem hervor, dass sie für alle

sozialen Netzwerke – Whatsapp, Google, Facebook, Instagram, Youtube – galten. Zumal das Gericht mit drakonischen Geldstrafen (20 000 Dollar pro Fall und Tag) drohte, folgten die sozialen Netzwerke dem Befehl offenbar klaglos. Lula da Silvas Anhänger durften sich dagegen alles erlauben. In Anbetracht des knappen Wahlsieges von Lula (50,9 Prozent der Stimmen) könnte die Zensur matchentscheidend gewesen sein.

Der Zensor hat für einmal einen Namen: Alexandre de Moraes. Er ist zwar nur einer von elf Bundesrichtern. Doch der Mann mit der Vollglatze und einer rasiermesserscharfen Rhetorik, der den pompösen Auftritt im Talar genießt – seine Gegner verspotten ihn deshalb gerne als «Fledermaus» –, hat alle Fälle an sich gerissen, die irgendwie mit Jair Bolsonaro zu tun haben. Nach den massiven Protesten und dem Sturm aufs Regierungsviertel im Januar 2023 liess er 2000 Demonstranten monatelang einsperren, von denen nur wenige tatsächlich an Ausschreitungen teilgenommen hatten. Das Ziel von Moraes ist klar: Als Drahtzieher eines angeblichen Putschversuchs will er Bolsonaro hinter Gitter bringen. Mehrere enge Mitarbeiter des Ex-Präsidenten sitzen bereits in Haft – und sie werden erst wieder freikommen, wenn sie ihren vormaligen Chef belasten.

Alexandre de Moraes, von Lula-Anhängern als «Alexandre der Grosse» gefeiert, ist der Prototyp des enthemmten Polit-Richters. Unter Berufung auf die Verfassung zimmert er seine eigenen Gesetze, de Moraes agiert als Ermittler, Ankläger, Haft- und Sachrichter in Personalunion. Das von einer linken Kamarilla dominierte Bundesgericht lässt ihn gewähren, gegen seine Order gibt es keine Berufung. Sein kometenhafter Aufstieg begann 2019 mit der Absolution des mehrfach rechtskräftig wegen Korruption verurteilten Lula da Silva wegen angeblicher Formfehler und erlebte ein Jahr später einen ersten Höhepunkt, als das Bundesgericht den massnahmekritischen Bolsonaro in der Corona-Politik faktisch entmachtete. Die von Lula mit Werbeaufträgen

grosszügig geschmierten Mainstream-Medien, allen voran der TV-Gigant Globo, unterstützen die Richter-Diktatur. Doch nun ist der selbstherrliche Alexandre de Moraes erstmals auf einen ernsthaften Gegner gestossen. Am vergangenen Samstag kündigte X-Besitzer Elon Musk an, der Zensur keine Folge mehr zu leisten und die blo-

Notfalls werde sich X aus Brasilien zurückziehen, so Musk, Redefreiheit sei wichtiger als Geld.

ckierten Accounts zu entsperren. Am Sonntag ordnete de Moraes ein Strafverfahren gegen Musk wegen «Missachtung amtlicher Befehle», «krimineller Organisation» und weiterer Delikte an. Zudem liess er abklären, wie die Plattform X für Brasilien gesperrt werden kann.

Feinde von Freiheit und Demokratie

Doch ein Elon Musk lässt sich nicht so leicht einschüchtern. Notfalls werde sich X aus Brasilien zurückziehen, liess er via X verlauten, das Prinzip der Redefreiheit sei wichtiger als Geld. Zugleich gab Musk den Brasilianern Ratschläge, wie sie eine Internetsperre mit einem VPN-Server umgehen können. Richter de Moraes hat allerdings bereits in früheren Fällen Usern, welche die Zensur auf diese Weise austricksen, mit drakonischen Geldstrafen gedroht.

Die sozialistische Regierung Lula und der Mediengigant Globo, welche die Twitter-Files anfänglich totgeschwiegen hatten, kamen nun nicht mehr umhin, das Thema aufzunehmen. Doch nach ihrem Narrativ will die höchstrichterliche Zensur Brasilien bloss vor rechts-extremen «Fake News» und «Verschwörungstheorien» beschützen. Der Multimilliardär Musk, der ein globales Netzwerk kontrolliere, sei der wahre Feind der Freiheit und der Demokratie. Es sind dieselben Argumente, mit denen die sozialistischen Diktaturen in Kuba, Venezuela oder Nicaragua das Volk vor dem Kapitalismus und dem Imperialismus bewahren.

Irin im höchsten Amt

Ist die traditionalistische Sinn Féin wirklich frauenfreundlicher geworden, Michelle O’Neill?

Von den vier Nationen, aus denen Grossbritannien besteht, wird zurzeit keine einzige von einem weissen Mann regiert: Farbige sind am Drücker in Schottland, Wales und England, und in Nordirland ist es die sehr weibliche und schöne Michelle O’Neill von der Partei Sinn Féin. Letzteres überrascht: Seit Jahren ist Grossbritannien ein ausgesprochen gemischtrassiges Land, doch Sinn Féin, die am heftigsten um die Vereinigung von Nord- und Südirland bemühte Partei, ist historisch gesehen die auf finstere Weise männlichste aller Befreiungsbewegungen.

Wie es sich für eine katholische Partei gehört, war sie bis vor kurzem nicht einmal für die Legalisierung von Abtreibungen: Noch letztes Jahr forderte Amnesty International sie auf, «sich für das Recht auf Abtreibung auf der ganzen Insel Irland einzusetzen». In ihrer höchst erfolgreichen Autobiografie «*Rough Beast: My Story and the Reality of Sinn Féin*» schreibt Máiría Cahill darüber, wie sie als Teenager in der Partei sexuell missbraucht wurde, was den Eindruck bestätigt, dass es sich dabei um einen Haufen Verbrecher handelte, die Politik nur als Deckmäntelchen verwendeten, um Leute zu terrorisieren.

Extrem republikanisch

Doch jetzt hat da Michelle O’Neill, eine allem Anschein nach mutige und widerstandsfähige Frau, das Sagen. Sie stammt aus einer extrem republikanischen Familie mit vielen Verbindungen zur IRA. Mit sechzehn wurde sie Mutter, mit achtzehn heiratete sie, in ihren Dreissigern liess sie sich scheiden, und letztes Jahr wurde sie Grossmutter. Sie ist eine interessante Mischung aus traditioneller Katholikin und aufgeklärter, moderner junger Frau. Als sie 2016 Gesundheitsministerin wurde, war eine ihrer ersten Amtshandlungen die Aufhebung des Verbots für Schwule, Blut zu spenden. Sie nahm am Begräbnis der Queen und an der Krönung von Charles III. teil. Umgekehrt wurde sie dafür kritisiert, dass



So schnell kann sich alles ändern: Irlands Erste Ministerin O’Neill, 47.

sie in einem Interview auf die Frage, ob es von der IRA richtig gewesen sei, so schamlos gewalttätig vorzugehen, wie sie dies damals getan habe, sagte: «Ich glaube, damals gab es keine Alternative. Doch jetzt haben wir zum Glück eine, nämlich das Karfreitagsabkommen.»

Kann sich die Politik der Republikaner so schnell geändert haben, dass innerhalb einer Generation Frauen von Handlangerinnen von Schlägern zu höchsten Ämtern aufsteigen konnten? Es sieht ganz danach aus,

zumal O’Neill Stellvertreterin von Mary Lou McDonald wurde, als diese den monströsen Gerry Adams als Vorsitzende der Sinn Féin ersetzte.

Mal schauen, ob die Partei wirklich frauenfreundlicher geworden ist oder ob es sich nur um etwas Ähnliches wie *pink washing* und *green washing*, nämlich *fem washing*, handelt.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Entscheid zum massiven Angriff»: Bundeskanzler Scholz (l.), Präsident Putin im Kreml, 15. Februar 2022.

«Schweizer Politik-Elite gilt als schwach»

Ralph Bosshard war hochrangiger OSZE-Mitarbeiter in Kiew. Die Schweiz sieht er auf dem Irrweg. Gefahr drohe unserem Land heute nicht aus Moskau, sondern aus Washington.

Rafael Lutz

Ralph Bosshard zählt zu den versiertesten Kennern der Ukraine: Er war militärischer Sonderberater des Ständigen Vertreters der Schweiz bei der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) und des Schweizer Botschafters in Kiew. In dem osteuropäischen Land war er mitverantwortlich für die Überwachung der Minsker-Abkommen. Bis 2020 arbeitete Bosshard, der Oberstleutnant im Generalstab der Schweizer Armee war, zudem als Operationsoffizier in der hochrangigen OSZE-Planungsgruppe.

Weltwoche: Herr Bosshard, die Spitzen im Schweizer Verteidigungsdepartement (VBS) plädieren für eine engere Kooperation mit der Nato. Wie beurteilen Sie das? Steht ein Angriff Russlands vor der Tür?

Ralph Bosshard: Russland kann uns nicht angreifen, die Nato kann uns nicht verteidigen, und die EU kann die Probleme Osteuropas nicht lösen. In ihrer Geschichte hat die Nato mehr Kriege begonnen als gewonnen.

Weltwoche: Die Nato kann die Schweiz nicht verteidigen?

Bosshard: Ukrainische Soldaten beklagen sich über die realitätsferne Ausbildung bei der Nato, darüber hat etwa mein österreichischer Kollege Oberst Markus Reisner berichtet. In der Ukraine steht eine Armee den Russen gegenüber, die aus dem Westen Waffen und Munition in beinahe beliebigem Ausmass bezieht. Die Ukrainer werden von der Nato ausgebildet, sie erhalten massive nachrichtendienstliche Unterstützung, und ihre Operationen werden wohl auch von Nato-Offizieren mitgeplant. Und trotzdem kann die Ukraine ihre Ziele nicht erreichen.

Weltwoche: Was bedeutet das aus Schweizer Sicht?

Bosshard: Für die Schweiz gilt es jetzt, die nötigen Schlussfolgerungen zu ziehen. Die Armee spricht viel von der Interoperabilität. Gemeint ist, dass die Armee künftig dem «Nato-Standard» entsprechen und stärker in das Bündnis integriert werden soll. Doch die Integration in

eine Verteidigungsoperation der Nato in Mitteleuropa ist eine unzuweckmässige Strategie für einen unwahrscheinlichen Fall. So etwas sollte man nicht üben. Das ist die acht Milliarden Franken jährlich nicht wert, auf die das Armeebudget angehoben werden soll.

Weltwoche: Muss die Armee in Ihren Augen nicht gestärkt werden? Armeechef Thomas Süssli sagt, dass der Schweiz Ausrüstung und Waffen fehlten. Von den rund 100 000 Soldaten seien deshalb gerade einmal rund ein Drittel einsatzfähig.

Bosshard: Süssli will die Gunst der Stunde nutzen und eine möglichst starke Erhöhung des VBS-Budgets erreichen. Das ist billig und durchsichtig und wird sich langfristig rächen. Ich habe in Österreich beobachtet, wie man dort nach dem Februar 2022 auch von grossen Beschaffungsvorhaben sprach. Inzwischen sind bereits wieder Kürzungen vorgenommen worden. Das wird auch bei uns kommen. Und dann gibt es immer noch das Spannungsfeld zwischen Beschaffungs- und Betriebskosten. Es gab in der

Vergangenheit schon Fälle, in denen der Bundesrat die Kosten senkte, weil die Betriebskosten der angekauften Geräte zu hoch wurden. Dann stellt sich die Frage, ob die Beschaffungen sinnvoll sind.

Weltwoche: Süssli will künftig enger mit dem Bündnis zusammenspannen.

Bosshard: In der Schweiz scheint man der EU und der Nato etwas blauäugig hinterherzurennen. Diese Organisationen werden überschätzt. In den vergangenen 25 Jahren habe ich die britische und die russische Armee von innen erlebt. Nach meiner Ausbildung bei diversen Kommandostellen der Nato teile ich die Hochachtung für das Bündnis nicht mehr, die viele meiner ehemaligen Kameraden in der Schweiz nach wie vor empfinden.

Weltwoche: Die Nato muss sich jetzt gegen Russland in Stellung bringen. Schliesslich ist Russland verantwortlich für das heutige Desaster in der Ukraine.

Bosshard: Das stimmt so nicht. Der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj war es, der das Minsker Massnahmenpaket über den Haufen warf. Dieses sah einen Waffenstillstand vor und war dank der Resolution 2202 des Uno-Sicherheitsrates seit 2015 völkerrechtlich bindend. Bundeskanzler Olaf Scholz kam die undankbare Aufgabe zu, den russischen Präsidenten Wladimir Putin bei seinem Besuch im Kreml Mitte Februar 2022 davon zu unterrichten, dass Kiew sich nicht mehr an die Verträge halten werde.

Weltwoche: Warum soll man Ihnen Glauben schenken?

Bosshard: Das weiss ich aus verlässlichen Quellen. Tatsache ist: Scholz besuchte Selenskyj damals in Kiew, kurz bevor er nach Moskau weiterflog. Dass die Ukraine bezüglich der Einhaltung der Minsker Abkommen nichts unternahm, war zum damaligen Zeitpunkt ebenfalls längst bekannt. Ob US-Präsident Joe Biden oder Selenskyj Scholz damit beauftragte, Putin diese beunruhigende Nachricht zu übermitteln, ist mir nicht klar. Kanzler Scholz wird sich dazu wohl ausschweigen und das Ganze nicht breittreten.

Weltwoche: Die Pressestelle der Bundesregierung sagt, dass Ihre Behauptung falsch sei. Scholz äusserte sich in einer Pressekonferenz mit Putin Mitte Februar 2022 sowie auch noch in einem separaten Statement zu den Minsker Abkommen. Dass die Ukraine zum damaligen Zeitpunkt beabsichtigt haben soll, diese nicht mehr zu respektieren, wird nirgends ersichtlich.

Bosshard: Natürlich geht das nicht aus den Statements hervor. Scholz will sicherlich nicht breittreten, wie man ihm zum zweiten Mal die Hosen herunterzog. Ein erstes Mal geschah dies, als ihn US-Präsident Joe Biden Anfang 2022 während seines Besuches vor den Augen der Weltöffentlichkeit desavouierte. Biden sagte damals bekanntlich, dass er Wege

fände, die Nord-Stream-Pipelines zu sabotieren, sollte Russland die Ukraine angreifen. Der Rest ist Geschichte. Erwähnen muss man auch, dass Russland Ende 2021 Sicherheitsgarantien von den USA verlangt hatte. Putin bestand darauf, dass die Nato die Ukraine nicht in das Bündnis aufnehme. Washington ging nicht darauf ein. Im Frühjahr 2022 war dann eine Zunahme der Waffenstillstandsverletzungen im Donbass-Gebiet zu beobachten. Die Ukraine war nicht mehr bereit, die Vereinbarungen zu akzeptieren.

Weltwoche: Sie arbeiteten ab 2014 als militärischer Sonderberater des Ständigen Vertreters der Schweiz bei der OSZE und des Schweizer Botschafters in Kiew. Sie waren mitverantwortlich für die Überwachung der Minsker Abkommen. Verletzungen gab es doch von beiden Seiten?

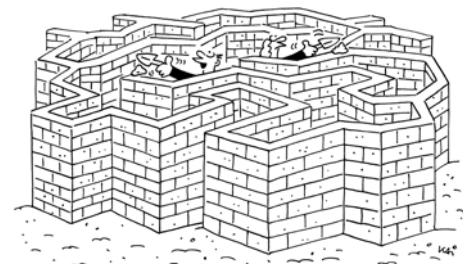
Bosshard: Vom Februar 2015 bis zum August 2020 habe ich so gut wie jeden Tagesbericht der Sonderbeobachtungsmission der OSZE in der Ukraine gelesen und auch ausgewertet. Mit der Zeit konnte ich bis zu 40 Prozent der

«Die US-Politik-Eliten sähen es am liebsten, wenn wir demütig vor ihnen auf die Knie gingen.»

Waffenstillstandsverletzungen einer der beiden Konfliktparteien zuordnen. Dabei stellte sich heraus, dass die ukrainischen Regierungstruppen zu zirka 40 bis 60 Prozent für die Verletzungen der Waffenruhe verantwortlich waren. Die Ukrainer behinderten auch die Beobachter der OSZE bei ihrer Arbeit. Sie beschossen Patrouillen der Special Monitoring Mission (SMM) sowie Objekte der zivilen Infrastruktur, Wohngebiete und Schulen. Und sie störten die Drohnen der OSZE und anderes mehr. Das konnten wir nachweisen.



«Wertschätzung für ein ungebundenes Land»: Militäranalytiker Bosshard.



«Hauptache, das Finanzamt findet uns nicht...»

Weltwoche: Ihrer Logik nach reagierte Moskau mit seinem Angriff auf die vorherige Eskalation von Seiten der Ukraine. Aber es ist doch nicht möglich, dass Moskau innert so kurzer Zeit reagieren konnte.

Bosshard: Ich habe Grund zur Vermutung, dass in Moskau der Entscheid zum massiven Angriff vom 24. Februar 2022 erst nach dem Besuch von Scholz in Moskau fiel. Dass die Russen eine Offensive innerhalb einer Woche vorbereiten können, habe ich an der Generalstabsakademie in Moskau miterlebt. Da geht es zügiger zu und her als in den Stäben der Nato und in der Schweiz, wo schon die Stufe Brigade eine Woche für eine Lagebeurteilung braucht.

Weltwoche: Stichwort Schweiz: Wie erklären Sie sich, dass Bern keine eigenständige Aussenpolitik mehr betreibt und nach 2022 die Brüsseler Sanktionen gegen Russland übernommen hat?

Bosshard: Massiver Druck führte dazu, dass sich die Schweiz auf die Seite Kiews gestellt hat. Im Westen wollte man vorsorglich mögliche Umgehungswege für Sanktionen schliessen. Da ist es immer gut für das Renommee, wenn man die neutrale Schweiz im Boot hat. Das spürten wir schon, als die Schweiz sich aus dem Afghanistan-Einsatz zurückzog. Die Nato war damals sehr verärgert.

Weltwoche: Kritiker würden Ihnen nun entgegnen, es gehe mit den Sanktionen doch darum, einen Aggressor nicht auch noch zu belohnen.

Bosshard: Der Bundesrat verhindert dadurch, dass die Schweiz für die systematische Umgehung von Sanktionen genutzt wird. Das ist sicher richtig. Alles andere würde unseren Ruf als Profiteur und Geschäftemacher, den wir teilweise ohnehin schon haben, noch festigen. Aber es wäre gleichzeitig auch wichtig, dass der Bundesrat Grenzen setzt und der EU und den USA klipp und klar erklärt, wenn er bestimmte Sanktionen nicht mitträgt. Dass US-Botschafter Scott Miller und auch sein deutscher Kollege Michael Flügger in Bern den Auftrag haben, die Schweiz auf Kurs zu halten, ist mir absolut klar. In der westlichen Diplomatie gilt die Schweizer Politik-Elite als schwach. Auch dieses Klischee sollten wir nicht noch verstärken. Ich habe den Auswärtigen Dienst der EU kennengelernt: *Ils sont forts avec les faibles.* >>>

Weltwoche: Gerade in der Diplomatie geriet die Schweiz zuletzt stark unter Druck. Auch von den USA?

Bosshard: Ich weiss, dass die US-Botschaft schon mehrfach auf hochrangige Mitarbeiter des Aussendepartements (EDA) einwirkte. Etwa um zu verhindern, dass Schweizer Spitzenvertreter zur Moskauer Sicherheitskonferenz reisten. Die höchsten Vertreter, die ich dort sah, waren Botschafter Christian Catrina, ehemaliger Chef der Sicherheitspolitik, und einmal seinen Stellvertreter Bruno Rösli. Ansonsten soll maximal der Verteidigungsattaché dabei sein. In solchen Fällen wird auch schon mal zum Telefon gegriffen.

Weltwoche: Anders sieht es bei Veranstaltungen aus, bei denen die USA die Führung haben.

Bosshard: Die eigenen Veranstaltungen müssen durch möglichst hochrangige Beamte besucht werden. Das ist für die USA umgekehrt wiederum sehr wichtig. An einer Münchner Sicherheitskonferenz soll bitte ein Bundesrat teilnehmen oder zumindest ein Staatssekretär.

Weltwoche: Diese Powerplay-Spielchen gehören doch zum Alltag auf dem diplomatischen Parkett.

Bosshard: Der US-Botschafter in Österreich trat auch einmal bei der österreichischen Aussenministerin Karin Kneissl auf, um sie nachdrücklich daran zu erinnern, in welchem Lager Österreich stehe. Das fand ich dann etwas grob. Das zeigt aber, wie weit US-Diplomaten bereit sind zu gehen.

Weltwoche: Wie erlebten Sie die amerikanische Einflussnahme während Ihrer Zeit bei der OSZE?

Bosshard: Eine neutrale, unabhängige Sicht schätzen die USA nicht. Das bekam ich auch zu spüren während meiner Zeit bei der OSZE, wo die Schweiz 2014 unter Aussenminister Didier

Burkhalter den Vorsitz innehatte. Im Ständigen Rat gaben wir jeden Donnerstag ein Statement zur aktuellen Konfliktlage ab. Ein Mitarbeiter der US-Botschaft rief mich in dieser Zeit mehrmals an. Er wollte, dass die Schweiz ihre Äusserungen mit den restlichen westlichen Staaten

«Ich habe den Auswärtigen Dienst der EU kennengelernt: Ils sont forts avec les faibles.»

koordiniere. In anderen Worten: Er wollte uns vorschreiben, was wir zu sagen und zu unterlassen haben.

Weltwoche: Washington interessiert sich wohl kaum für Schweizer Interessen.

Bosshard: Damals fragte mich ein US-Diplomat auch einmal, auf welcher Seite wir Schweizer eigentlich stünden. Ich antwortete ihm, auf der schweizerischen. Das versteht er wohl bis heute nicht. Die US-Politikeln sahen es am liebsten, wenn wir demütig vor ihnen auf die Knie gingen. Claude Wild, der damals Ständiger Vertreter der Schweiz bei der OSZE war, verfolgte noch eine selbständige Linie. Das gefiel den Amerikanern ganz und gar nicht.

Weltwoche: Als Botschafter in Kiew, der Wild bis 2023 noch war, machte er zuletzt aber einen weniger neutralen Eindruck. Mehrfach stellte er sich hinter Selenskyj.

Bosshard: Als Claude Wild seinen Dienst als Ständiger Vertreter der Schweiz bei der OSZE in Wien antrat, wünschte der russische Botschafter Alexander Lukaschewitsch mit ihm wöchentlich ein einstündiges Gespräch über aktuelle politische Fragen zu führen. So gross war die Wertschätzung für ein neutrales, ungebundenes Land. Schon Thomas Greminger hatte nach seiner Zeit als Vorsitzender des Stän-

digen Rats solche Gespräche geführt. Heute ist Greminger als Direktor des Genfer Zentrums für Sicherheitspolitik (GCSP), das dem EDA unterstellt ist, weisungsgebunden. Das Gleiche gilt für Botschafter Wild. Beide haben die Instruktionen von Ignazio Cassis umzusetzen. Der Departementsvorsteher wiederum orientiert sich an Brüssel.

Weltwoche: Wie schätzen Sie die Rolle der Schweizer Nachrichtendienste ein? Und wie gut sind deren Einschätzungen etwa zur Ukraine?

Bosshard: Mir scheint, dass sich die Schweizer Nachrichtendienste stark auf die Informationen der Partnerdienste verlassen. Einzelne von ihnen, etwa der britische Geheimdienst, verlassen sich wiederum stark auf ukrainische Quellen, dies zumindest ist mein Eindruck. In den insgesamt sieben Jahren, die ich als Chef der Operationsplanung im Führungsstab der Armee und im Stab Operative Schulung eingesetzt war, kann ich mich nur an zwei Dokumente aus der Feder des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB) erinnern, die für meine Arbeit von praktischem Nutzen gewesen wären. Ich gehe nicht davon aus, dass der NDB und der Militärische Nachrichtendienst (MND) eine starke eigene Kapazität zur Lagebeurteilung in Bezug auf die Ukraine und auf Russland haben.

Weltwoche: Wie stehen Sie eigentlich zur Neutralitätsinitiative, die Sanktionsmassnahmen verbieten soll?

Bosshard: Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist diese Initiative Gold wert, zeigt sie doch im Ausland auf, dass die Schweiz nicht alles mit sich machen lässt. Bundesräte wechseln das Departement und gehen wieder in den Ruhestand, aber es gibt Konstanten in der schweizerischen Aussen- und Sicherheitspolitik. Sie führt hoffentlich auch dazu, dass die Damen und Herren Botschafter etwas weniger im Bundeshaus West antichambrieren. Wirtschaftssanktionen sind das Mittel des wirtschaftlich Stärkeren gegen den Schwächeren und damit letzten Endes auch ein Ausdruck des Faustrechts in den internationalen Beziehungen. Das möchten wir ja genau nicht mehr haben.

Weltwoche: Pflegen Sie eigentlich nach wie vor Kontakte zu Russland?

Bosshard: Aus den Jahren 2013 bis 2022 habe ich noch zahlreiche Kontakte in den Streitkräften, Nachrichtendiensten und Aussenministerien mehrerer Staaten der ehemaligen Sowjetunion und auch einzelner westlicher Länder. Das umfasst auch Kontaktpersonen in den ukrainischen Streitkräften, welche die Rolle der Regierung Selenskyj übrigens kritischer sehen als wir hier. Ich fühle mich gegenüber den Menschen im Donbass verpflichtet, von denen viele mit den westlichen Werten, welche in ihren Städten und Dörfern angeblich verteidigt werden, nicht viel anfangen können. Manche davon haben ihre Freiheit und Gesundheit riskiert, um mit mir zu sprechen.



«Der Departementsvorsteher orientiert sich an Brüssel»:
Präsident Selenskyj (l.), Aussenminister Cassis in Kloten, 15. Januar.

Blick in den Abgrund

Dem *Blick* wurde schon öfters der Tod vorausgesagt. Aber nun geht's wirklich ans Lebendige.



Manchmal beginnt man eine Kolumne am besten mit einer Zahl. Die Zahl lautet 74 852. Die Zahl ist die neuste beglaubigte Auflage des *Blicks*.

Ja, das hätte ich nie gedacht, dass der *Blick* einmal bei 74 000 Exemplaren landen würde, Tendenz weiterhin fallend. Auf dem Höhepunkt der Popularität, Mitte der achtziger Jahre, lag die Auflage bei 380 000.

Nun kann sich der *Blick* trösten, dass es anderen, einstmals dominierenden Boulevardblättern auch nicht besser erging. Bei der deutschen *Bild* sank die Auflage seit 1985 von fünf Millionen auf knapp eine Million.

Aber es gibt einen gewichtigen Unterschied. *Bild* ist, von Migrationspolitik über Energiepolitik bis Ukraine-Krieg, in Deutschland noch immer ein publizistischer Machtfaktor. An der Meinung der *Bild* kommt die deutsche Politik bis heute nicht vorbei. Der *Blick* hingegen ist, von Zuwanderung über Europapolitik bis Armee, in der Schweiz ein publizistisches Leichtgewicht geworden. Die Meinung des *Blicks* ist für die Schweizer Politik heute irrelevant.

Der *Blick* ist politisch kein Kraftfeld mehr, weil ihn die Politik kaum mehr kümmert. Ich halte das für einen verhängnisvollen Fehlentscheid. Eine Boulevardzeitung, die ihren politischen Anspruch aufgibt, geht dem Abgrund entgegen.

Dass es in diese Richtung geht, hat sich letzte Woche wieder gezeigt. Auf der *Blick*-Redaktion gab es zuletzt noch zwei Köpfe, die für das frühere Renommee des Blatts als Polit-Plattform standen. Das waren Bundeshaus-Chefin Sermin Faki und ihr Stellvertreter Pascal Tischhauser. Beide haben letzte Woche gekündigt, weil sie

die Entpolitisierung ihres Titels nicht mehr mittragen wollten.

Ich denke, auch das Publikum merkt, dass die Linie nicht mehr stimmt. Der *Blick*, im Gegensatz zu anderen Blättern, hat denn auch grösste Mühe, Online-Abonnenten zu gewinnen. «10 Franken für 16 Wochen» lautete das letzte Abo-Angebot. Auch diese Billigmasche verding nicht.

Gut, dem *Blick* wurde schon öfters der Tod vorhergesagt, bisher zu Unrecht. Doch nun, mit dem Exodus von der politischen Bühne, könnte das Ende näherrücken.

Dass es so weit kam, hat mit zwei Frauen zu tun, mit Ladina Heimgartner und Steffi Buchli.

Vor einem Jahr musste der langjährige *Blick*-Chefredaktor Christian Dorer gehen. Dorer, ein politischer Journalist durch und durch, wurde das Opfer einer woken Attacke durch eine feministische Kampffront. Journalistinnen warfen ihm vor, zu freundliche Kontakte zu jungen,

Boulevard besteht nicht nur darin, mit möglichst grossen Schlagzeilen möglichst viel Publikum zu erreichen.

männlichen Redaktoren gepflegt zu haben. Es gab nie Übergriffe von seiner Seite, dennoch wurde er entfernt.

Hinter der Intrige stand auch Ladina Heimgartner, die Leiterin von Ringier Schweiz und damit die oberste Chefin der *Blick*-Gruppe. Erst rief sie intern zur Denunziation von allfälligem Fehlverhalten auf. Dann setzte sie als neue Chefredaktorin Steffi Buchli ein, die zuvor den Sportteil des Titels geleitet hatte.

Mit dem Abschied von Chefredaktor Dorer glitt der *Blick* in die politische Bedeutungslosigkeit. Man kann das erklären durch die Biografien des nachfolgenden Damenduos Heimgartner und Buchli.

Ladina Heimgartner war, bevor sie zu Ringier wechselte, die Direktorin des rätoromanischen Radios und Fernsehens, wo sie für 30 000 Hörer und Zuschauer ein lokales Minderheitenprogramm sendete. In der nationalen Politik war sie publizistisch kaum je präsent. Heimgartner gilt auf der Redaktion als journalistisch ambitionslos und als wenig kommunikativ.

Steffi Buchli wiederum ist vom Auftritt her das Gegenteil. Die frühere Sportmoderatorin des Schweizer Fernsehens und des Privatkanals My Sports ist eine stets gutgelaunte und motivierende Kollegin. Ihr Problem ist nur, dass sie sich für institutionelle Politik ungefähr so sehr interessiert wie ein Rennpferd für Stabhochsprung.

Heimgartner und Buchli haben das journalistische Format des *Blicks* durch das Prinzip der TV-Einschaltquote ersetzt. Als Thema ist wichtig, was Klicks im Internet erzeugt. Politik, logischerweise, hat nie die höchsten Quoten, also liefert man nur noch wenig davon.

Doch erfolgreicher Boulevard besteht nicht nur darin, mit möglichst grossen Schlagzeilen möglichst viel Publikum zu erreichen. Boulevard hat nur dann Durchschlagskraft, wenn er von der Politik respektiert oder, noch besser, gefürchtet wird.

Auch der *Blick* war im Bundeshaus mal gefürchtet. Diese Zeiten sind vorbei.

Überlebt die Demokratie die Digitalisierung?

Verzögert zum Privatsektor gerät der Staat in den Sog der digitalen Technologie. Was nun zu tun ist, damit sich der Umbau nicht zum Schaden der Bevölkerung entwickelt.

Christian R. Ulbrich und Bruno S. Frey

Die digitale Transformation des staatlichen Gefüges wird sich als Zäsur historischen Ausmasses erweisen. Die Vorstellung, alles würde im gewohnten Trott weitergehen – lediglich in ein neues digitales Gewand gekleidet –, ist bestenfalls naiv. In einer digitalisierten Welt gelten andere Regeln. Auch wenn Bürger, Bürgerinnen und Unternehmen die Auswirkungen womöglich erst in Jahren wirklich spüren werden, wird das Fundament für diese neue Welt eines digitalen Staates in diesem Augenblick gelegt. Was geschieht da also? Es ist wichtig, das zu verstehen – und aktiv an diesem Fundament mitzubauen.

Gefährliche Kontrollmöglichkeiten

In den letzten zwei Jahrzehnten hat die Digitalisierung bereits viele Bereiche des Lebens durchdrungen und umgekrempelt. Etliche positive Veränderungen wurden angestossen. Allerdings lassen sich inzwischen auch die erheblichen Schattenseiten nicht mehr leugnen. Man denke etwa an die mentalen Belastungen einer andauernden digitalen Transformation in Organisationen und im Alltag, den ausufernden Einfluss von digitalen Plattformen und den dahinterstehenden Technologiekonzernen. Man denke auch an die Macht künstlicher Intelligenz in den Händen weniger oder die Exzesse des Überwachungskapitalismus mit seinem permanenten Tracking und den vielfältigen Tricks, die Nutzer dazu bringen, permanent online zu bleiben.

Zeitverzögert, dafür aber umso rasanter gerät nun auch der Staat in den Sog dieser Entwicklung. Die Fachwelt beleuchtet und diskutiert einige Ausschnitte des Geschehens, dennoch findet ein Grossteil der tatsächlichen Veränderungen von der breiten Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt und unbeobachtet statt. Das ist gefährlich. Denn genau jetzt werden die technologischen Infrastrukturen geplant und die digitalen Systeme entworfen, die darüber bestimmen, in welche Richtung sich die staatlichen Institutionen entwickeln werden und wie sie das künftige Leben der Bevölkerung beeinflussen. Nicht morgen, sondern jetzt wird also auch die

Balance von Macht und Einfluss im politischen System neu verhandelt und das Zusammenspiel der Institutionen neu austariert.

Bedauerlicherweise leidet der digitale Staat dabei (unbeabsichtigt) an einer Art Geburtsfehler. Wie im privatwirtschaftlichen Sektor

Der digitale Fortschritt spielt eher den Autokraten und diktatorischen Systemen dieser Welt in die Hände.

wird die Notwendigkeit der Digitalisierung staatlicher Institutionen, Strukturen und Prozesse oft mit einer verbesserten Effizienz begründet. Während Effizienzsteigerungen auch im öffentlichen Sektor an sich begrüssenswert sind, ist allerdings nur wenigen bewusst, zu welchem Preis sie in einer digitalen Welt erkaufte werden müssen: Effizienz lässt sich vor allem dadurch steigern, dass (digitale) Prozesse oder Vorgänge optimiert werden. Um optimieren zu können, braucht es wiederum Informationen über die Prozesse und Vorgänge, die zunächst erhoben werden müssen. Wenn die Informationen nun aber digital erhoben werden, können sie dauerhaft gespeichert werden, sind leicht auffindbar und stehen somit immer wieder für weitere Auswertungen zur Verfügung. Solche Informationserhebungen mögen nicht direkt auf eine (spätere) Kontrolle zielen, allerdings erleichtern und ermöglichen sie diese immer auch. Das gilt umso mehr im staatlichen Kontext der Machtausübung. Man muss sich daher bewusst machen: Effizienzsteigerungen im digitalen Raum implizieren zugleich Kontrolle. Anders ausgedrückt: In der digitalen Welt weitet die Optimierung quasi per Definition die Kontrollmöglichkeiten aus und erhöht damit auch die Risiken, diese Möglichkeiten (früher oder später) zu missbrauchen.

Nicht von ungefähr löst daher gerade in funktionierenden Demokratien bei vielen Bürgerinnen und Bürgern das Thema «Digitalisierung und Automatisierung staatlicher Prozesse» zunächst einmal Unbehagen aus. Häufig überwiegt nicht der Gedanke an die Vorteile eines moder-

nen, effizienten und bequemen Dienstleistungsstaates und an alles, was möglich wäre in einem positiven, dem Bürger dienenden Sinne. Vielmehr dominiert bei vielen die Angst vor einem Überwachungsstaat im Sinne von George Orwell. Völlig aus der Luft gegriffen sind solche Dystopien nicht. Auch wenn sie nicht selten übertreiben, einzelne negative Aspekte vereinfachend überhöhen und Gegenreaktionen in der Regel ausblenden, beinhalten sie oft einen bedenkenswerten Kern.

Keine Frage: Die Vorstellungen und Visionen eines modernen, datenerhebenden und datenverarbeitenden Staates können nur attraktiv sein, wenn sie verlässliche Missbrauchsprävention, Datenschutz und Netzwerksicherheit sowie – und das wird häufig übersehen – entsprechend angepasste Institutionen mitdenken.

Der positive, dem Bürger dienende digitale Staat ist, so gesehen, kein Selbstläufer. Die Herausforderung insbesondere für Demokratien westlicher Prägung besteht darin, die staatlichen Institutionen, Prozesse und Tätigkeiten so zu digitalisieren, dass sie sich auch langfristig auf Bevölkerung und Wohlstand positiv auswirken.

Dabei sind wir davon überzeugt: Wird die staatliche Digitalisierung auf die gleiche durch-

Freiheit und Selbstbestimmung:





Volkversammlung in Flawil, 7. August 1836.

rüttelnde Weise von den digitalen Dynamiken angetrieben, die schon die Wirtschaft vielfach unvorbereitet trafen und bis heute prägen, dann ist das verlässliche Funktionieren des demokratischen Systems gefährdet. Den politischen

Macht und Einfluss könnten sich mit einem Mal auf einige wenige Institutionen konzentrieren.

Institutionen drohen dann ähnlich disruptive Umwälzungen wie den Einzelhändlern und dem Vertrieb durch die digitalen Plattformen des Onlinehandels, wie der Musik- und Entertainment-Industrie durch die Streaming-Dienste oder den traditionellen Medienunternehmen durch soziale Medien und Suchmaschinen.

«Checks and Balances»

Die unerbittlichen digitalen Dynamiken unterminieren dann das gewohnte demokratische Zusammenspiel und hebeln insbesondere die so wichtigen «Checks and Balances» durch die horizontale und vertikale Gewaltenteilung aus. Macht und Einfluss könnten sich dann mit einem Mal (wieder) auf einige wenige Institutionen konzentrieren. Im schlimmsten

Fall feierten dann überwunden geglaubte Gesellschaftsordnungen ein (nun digital fundiertes) Comeback. Mehr oder weniger ausgeprägte Spielarten eines autokratischen Überwachungsstaates, einer datenbasierten staatlichen Planwirtschaft oder eines hierarchischen digitalen Kastensystems könnten sich erneut etablieren – übergangsweise oder auch dauerhaft.

Entgegen einer weitverbreiteten Annahme – und wie im Verlaufe des Buches vertieft gezeigt wird – spielt der digitale Fortschritt aufgrund der ihn prägenden digitalen Dynamiken eher den Autokraten und diktatorischen Systemen dieser Welt in die Hände. Denn diese Dynamiken vereinfachen die zentralistische Steuerung, untergraben die Gewaltenteilung, stützen den Status quo und erschweren die progressive, experimentierfreundliche Weiterentwicklung einer offenen Gesellschaft und ihrer Institutionen. Ausserdem erleichtern es diese Dynamiken, die Überwachung der Bevölkerung auch in bisher nicht betroffene Bereiche auszudehnen. Gleichzeitig sinken die Kosten dafür erheblich.

Wir schlagen insgesamt sieben Massnahmen vor, um zentrale demokratische Institutionen wie Parlament, Verwaltung und Rechtswesen digital-technologisch gestützt zukunftsfest zu machen. Unsere Massnahmen zielen vor

allem darauf ab, die institutionellen Rahmenbedingungen anzupassen, um auch künftig das ausbalancierte Zusammenspiel der staatlichen Institution zu gewährleisten – etwa

- indem datenunterstützte Parlamente fundiertere und bessere regulatorische Entscheidungen auf Augenhöhe mit einer digitalisierten Verwaltung treffen können;
- indem technologisch unabhängige Gerichte ihren Platz in der demokratischen Grundordnung verteidigen, weil sie in der Lage sind, Streit auch in einer digitalen und immer multidimensionalen Welt zu schlichten;
- indem massgeschneiderte IT-Lösungen in einer dezentralen Umgebung entwickelt und eingesetzt werden können
- indem algorithmisierte und automatisierte Systeme die Menschen unterstützen, anstatt sie rund um die Uhr zu kontrollieren. Gerade der Erhalt der Machtbalance zwischen den staatlichen Gewalten ist dabei eine zentrale Bedingung für das dauerhafte Bestehen und Funktionieren einer modernen Demokratie – und damit auch für das Vertrauen der Bürger in den Staat und das Bestehen im internationalen Wettbewerb.

Unsere Vorschläge sollen daher auch verhindern, dass die staatlichen Institutionen in einen unerwarteten, neuartigen digitalen Machtkampf mit sich selbst abgleiten. Nicht von ungefähr wird im Zusammenhang mit der Digitalisierung seit je von «digitaler Revolution» gesprochen. Die mit einer Revolution üblicherweise einhergehende ungemütliche und auch gefährliche Transitionsphase gilt es zu vermeiden. Wir sind auch davon überzeugt, dass es möglich ist, die oft ins Feld geführte Gegensätzlichkeit – hier: Das Datensammeln und -verarbeiten im staatlichen Kontext ist prinzipiell gefährlich und daher schlecht, da: Das Verhindern von Datensammeln und -verarbeiten ist prinzipiell sicherer und daher gut – zu überwinden. Es muss die Möglichkeit bestehen, die Vorteile der Digitalisierung zu geniessen, ohne dafür den zu hohen Preis der Bevormundung oder des Verlustes von Freiheit und Selbstbestimmung zahlen zu müssen, wie es derzeit so oft der Fall ist.

Christian R. Ulbrich ist Leiter und Mitbegründer der Forschungsstelle für Digitalisierung in Staat und Verwaltung (e-PIAF) an der Universität Basel.

Bruno S. Frey ist ständiger Gastprofessor an der Universität Basel sowie Forschungsdirektor bei Crema (Center for Research in Economics, Management and the Arts), Zürich.



Der vorliegende Text ist ein Auszug des soeben erschienenen Buches von Christian R. Ulbrich und Bruno S. Frey: *Automated Democracy – Die Neuverteilung von Macht und Einfluss im digitalen Staat*. Herder, 384 S., Fr. 36.50.



INSIDE WASHINGTON

Trumps taktischer Schachzug

Donald Trump ist selten zurückhaltend. Aber in der Frage der Abtreibung schlägt der Anführer der Republikaner vorsichtige Töne an. Am Montag veröffentlichte der voraussichtliche Präsidentschaftskandidat ein Video auf seiner Social-Media-Plattform Truth Social, in dem er erklärte, dass die Abtreibungsgesetze von Bundesstaat zu Bundesstaat verschieden gestaltet sein sollten. Er ergänzte: «Viele Staaten werden unterschiedlich vorgehen. Viele werden eine andere Anzahl von Wochen[bis zu einer Abtreibung] erlauben, einige werden konservativer sein als andere.» Trumps taktischer Schachzug widerlegt Vorwürfe, er entwickle zunehmend autoritäre Züge.

Auch auf der eigenen Seite des politischen Spektrums muss Trump Schläge einstecken. Eine führende Gruppe von Abtreibungsgegnern ist zutiefst enttäuscht über Trumps angebliche Kapitulation vor «den Demokraten, die unermüdlich daran arbeiten, ein Gesetz zu erlassen, das die Abtreibung während der gesamten neun Monate der Schwangerschaft vorschreibt».

Der Senator von South Carolina, Lindsey Graham, meinte, dass es der «Pro-Life-Bewegung immer um das Wohlergehen des ungeborenen Kindes ging – und nicht um Geografie». Aber für Trump geht es um den November: «Viele gute Republikaner haben wegen dieses Themas Wahlen verloren, und Leute wie Lindsey Graham, die unerbittlich sind, lassen die Demokraten von einer Mehrheit im Repräsentantenhaus, im Senat und vielleicht sogar vom Gewinn der Präsidentschaft träumen.»

Die Demokraten arbeiten intensiv daran, die Wähler davon zu überzeugen, dass Trump ein nationales Abtreibungsverbot unterzeichnen wolle. Die wichtigere Frage ist, ob die Pro-Life-Wähler einen Kandidaten unterstützen werden, der das nicht will.

Amy Holmes

Anti-Barbies Augenaufschlag

Promi-Frauen durchlaufen gerade eine dunkle Phase. Was hat die neue Finsternis am Schminktisch zu bedeuten?

Sarah Pines

Leise, edle Gesichter, dezente Schminke mit der glänzenden Aura verborgenen Reichtums, das ist zumindest für manche A-lister, It-Girls, Influencer passé. Stattdessen zeigen sich Stars wie Angelina Jolie, Megan Fox, Lana Del Rey, Rihanna und so fort mit dunkler Schminke, ins Braunrote stechendem Lippenstift, tief umrandeten, vampirhaften Augen, harten Brauen und noch härteren Wangenknochen sowie dunkler Kleidung.

Auf Tiktok läuft dieser Trend unter *dark feminine* mit über einer Milliarde Viewern. Die böse Fee Maleficent hat ihren Auftritt: Das «dunkel Weibliche» betont nicht mehr das Weiche, verhuscht weg-schauende Gloss-Glitzerhafte der Frau, sondern – so redet man es sich zumindest ein – das Kämpferische, aufmüßig-direkt Schauende, Sirenenhafte, Eigenständige jeder Frau, die ihr Gesicht irgendwie in Schwarz und Brauntönen zeigt.

Konsum und Konformität

Dieser sogenannte *succubus chic*, benannt nach einem weiblichen Buhlteufel, den Kritikerinnen und Kritiker *dark bimbo* nennen, die herbeigeschminkten tiefen Wangenhöhlen und tragisch herausfordernden Minen all der Selfies und Posen vermitteln die Botschaft: Nein, wir sind nicht so wie ihr Schwachen, Barbie-Geschminkten oder Pseudo-Natürlichen, wir kämpfen, sind unabhängig, besser, reicher, schöner als der Rest, betreiben *self-care* bis zur kämpferischen Frontlinie, unsere Ästhetisierung der Grabkammer ist eigentlich Ausdruck besonderer Resilienz.

Die Verherrlichung der vampirhaften Rebellion durch Künstlichkeit und Gothic-Make-up, die vorgebliche Ablehnung über-

kommener weiblicher Schönheitsideale wird nur leider über genau die Prozesse hergestellt, die eigentlich kritisiert werden: Konsum und Konformität: Alle *dark feminines* sind gleich geschminkt, schauen gleich, posieren gleich. Die Ästhetik der Dunkelschminke signalisiert Exzess, absolute Künstlichkeit unter der Vorgabe natürlicher Individualität, und bedeutet Kaufrausch: Es kann nie genug sein, ob im Gesicht oder anderswo.



Vampirhafte Rebellion: Schauspielerin Fox mit Kätzchen.

Letztlich – wie es die abschätzigste Bezeichnung *bimbo* andeutet – bedeutet *dark feminine* nur eine weitere Unterwerfung unter die Kosmetiksucht und unter immer neue Trends unter dem Deckmantel der Individualität und der Unabhängigkeit von nahezu allem, was sonst das weibliche, geschminkte Gesicht ausmacht.

Gerhard Schröder, einer der Fähigsten

Der frühere Kanzler war ein mutiger Visionär.
Dem charmanten Kämpfer verdanken die Deutschen viel.

Roger Köppel



Am 7. April feierte der deutsche Altkanzler Gerhard Schröder in Hannover seinen 80. Geburtstag. Bilder zeigen ihn fit, verschlankt, in beeindruckender Form. Seine koreanische Frau scheint ihm gut zu schauen. Man hört, Schröder sei hervorragend drauf, kämpferisch-agil, schlagfertig, humorvoll wie in besten Zeiten.

Der Sozialdemokrat kam in Deutschland zuletzt wegen seiner Haltung zu Russland und seiner Freundschaft zu Wladimir Putin masslos in die Kritik. In Berlin wollen sie ihm deshalb das Büro und die Mitarbeiter streichen. In der Partei drohte ihm sogar der Ausschluss – Peinlichkeiten sondergleichen.

Dabei gehört Gerhard Schröder unbestritten zu den grössten deutschen Politikern unserer Zeit, einer der Besten, den die Bundesrepublik hervorgebracht hat. Mit seinen Reformen hauchte der Wirtschaft neues Leben ein. Seine Aussenpolitik war mutig. Schröder stellte Deutschland über Ansehen, Amt und Partei. Das war grosse Klasse.

Seine Kritiker verspotteten ihn als «Brioni-Kanzler», als «Kanzler der Bosse». Dabei wusste der soziale Aufsteiger aus ärmlichsten Verhältnissen nur besser als seine Kritiker, dass es ohne blühende Wirtschaft keinen Sozialstaat geben kann. Schröder stand für eine Sozialdemokratie, die Leistung nicht bestrafte, sondern ehrte.

Immer schon faszinierte mich dieser Politiker, der wie so viele zu seiner Zeit den sozialdemokratischen Traum der sozialen Aufwärtsmobilität nicht nur rednerisch besang. Er lebte, verkörperte ihn. Schröder war nicht, wie seine Gegner ätzten, das Gegenteil – er war der Inbegriff der SPD.

Nach mehreren Scheidungen finanziell wohl etwas unter Druck, sah er sich nach dem Abgang gezwungen, sein Vermögen zu optimieren. Eine Spur zu rasant in den Augen seiner Kritiker trat er in die Dienste seines Freundes Wladimir Putin ein. Doch sein Engagement schadete nicht. Deutschland profitierte.

Schröders heute vielgeschmähte Russland-Politik steht in besten sozialdemokratischen, in guten deutschen Traditionen. Nach dem Krieg

richtete Gründungskanzler Adenauer die junge Republik nach Westen aus. SPD-Regierungschef Willy Brandt brachte mit seiner Ostpolitik die Balance, das Gleichgewicht zurück.

Deutschland als Brücke zwischen Ost und West – das prägte Politik und Weltbild von Kanzler Schröder, und genau darin erwies er sich zudem als kluger Diener deutscher Interessen. Seine Agenda-Reformen brachten die Wirtschaft in Schwung. Seine Aussenpolitik sicherte den Frieden und günstige Energie aus dem Osten.

Heute ist in Deutschland beides weg. Das Resultat fühlt sich elend an. Allerdings ist es nur ein Vorgeschmack darauf, was ganz Europa droht, wenn wir mit der blinden Kriegerei gegen Russland weitermachen. Diese Politik treibt die Russen in die Arme der Chinesen. Europa bliebe der Vorposten, der Bettvorleger der erstarkten Supermacht aus Asien.

Wollen wir unseren Kindern diese Tristesse hinterlassen? Stellen wir uns vor, was es konkret bedeutet: China wird dank Russlands Reservoirs übermächtig. Europa rutscht aufs Abstellgleis. Ennet der Ozeane schauen die Amerikaner für sich. Von Süden und Osten kommen die Afrikaner und die Muslime. Wirtschaftlich bricht Dürre aus.

Das ist finster, aber leider nur allzu realistisch. In Deutschland findet darüber keine Debatte statt. Die Politik verliert sich im Fieber der Waffen, der Rechthaberei. Wenn er denn überhaupt noch zu Wort kommt, mahnt Schröder, über den Krieg hinauszudenken, die Geopolitik nicht zu vergessen, einsamer Rufer in der Geisteswüste.

Ein Mann wie er fehlt heute in der Bundesrepublik. Die Stärke der Demokratie ist die Offenheit, der Streit. Auch davon ist wenig geblieben. Aus Demokratien werden Despotien, wenn kritisches Denken bestraft, «gecancelt» wird. Leider treiben die Medien den Ungeist noch voran.

Wo eigentlich ist die Europäische Union? Gibt es sie noch? Präsident Macron lässt sich beim Boxen fotografieren, mit einem Bizeps, der entweder computergeneriert oder Ausdruck übertriebener Eitelkeit ist. Hat der Staatschef

Frankreichs so viel Zeit fürs Fitnessstudio? Die Mackerposen entlarven die Schwäche, die dahintersteckt.

Im vertrauten Kreis fragt sich Schröder, warum die Deutschen und die Franzosen, warum Scholz, dessen Taurus-Nein er unterstützt, und Macron ihre Ukraine-Unterstützung nicht schon längst an Friedensforderungen knüpfen. Selenskyj müsse Pläne vorlegen, wie er diesen Krieg beenden wolle, realistische Pläne.

Schröders Überlegungen sind vernünftig, doch die meisten deutschen Politiker und Journalisten huldigen nach wie vor dem Krieg, ohne selber ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Man spricht ausschliesslich über Waffen, aber überhaupt nicht wird darüber diskutiert, wie man zurück zum Frieden kommt.

Russland wird nicht einfach von der Landkarte verschwinden. Russland ist ein europäisches Land. Will man das im Funktionäreuropa der EU überhaupt noch wahrhaben? Kaum einer hat bessere Beziehungen zum Kreml und mehr Russland-Erfahrung als der Ex-Kanzler. Doch, verrückt, seine Expertise ist politisch nicht gefragt.

Schröder ist verschrien als Putin-Freund. Dabei wären seine hervorragenden Verbindungen zum Kreml heute ein Segen nicht nur für die Bundesrepublik. Die Art, wie sie mit dem früheren Regierungschef in Berlin umgehen, veranschaulicht den drastischen Verlust an Pragmatismus. Moralismus und Besserwisserei sind Trumpf.

Immerhin: Kanzler Olaf Scholz, den Schröder verteidigt, und Fraktionschef Rolf Mützenich, den sie für die Forderung, den Krieg «einzufrieren», jetzt heftig kritisieren, wandeln etwas, wenn auch unentschlossen, auf Schröders Spuren. FDP, Grüne, CDU/CSU hingegen trommeln fast hysterisch für Waffen, für Krieg.

Schröder ist von anderem Kaliber als heutige Genossen. Alles musste er sich erkämpfen. Das prägt. Weit leichtfüssiger kam da die junge Generation nach oben. Und für manche gilt: Je weniger man geleistet hat, desto mehr bildet man sich darauf ein. Jammerschade, dass Gerhard Schröder nicht mehr Bundeskanzler ist.

«Erdgas im Überfluss»

Wie der Sohn eines armen Farmers aus Oklahoma Amerikas Energiebranche revolutionierte. Harold Hamm über die Zukunft des Frackings und Europas unberührte Ressourcen.

Urs Gehriger

Er ist der Archetyp des amerikanischen Traums. Geboren als jüngstes von dreizehn Kindern, wuchs Harold Hamm im ländlichen Oklahoma auf. Im Alter von fünf Jahren wurde er zum Baumwollpflücken geschickt, um seiner armen Familie über die Runden zu helfen. «Wenn ich daran denke, tut mir immer noch der Rücken weh», erinnert sich Hamm. Wie es der Zufall wollte, gab es im Heimatstaat der Hamms einen Ölboom. Der junge Harold wurde davon angesteckt und entwickelte eine Leidenschaft für den fossilen Brennstoff, der die Welt bis heute auf Touren hält.

In den darauffolgenden fünfzig Jahren machte sich der studierte Geologe Harold Hamm auf die Jagd nach verborgenen Schätzen und veränderte die Energiewelt für immer, indem er das hori-

«*Fracking ist ein F-Wort. Man hat es gezielt gegen uns verwendet.*»

zontale Bohren – besser bekannt unter dem berühmtesten Namen «Fracking» – zu einem höchst lukrativen Business entwickelte.

«Während seiner gesamten Karriere war Hamm der innovative, kühne, zähe und unkonventionelle Visionär, der wie kein anderer Amerikas Weg zu Energieunabhängigkeit und historischem Wohlstand vorgezeichnet hat», schreibt der ehemalige Aussenminister Mike Pompeo im Vorwort von Hamms neuem Buch «Game Changer», einem Amazon-Bestseller.

Die *Weltwoche* sprach mit dem amerikanischen Pionier über sein Leben im Zentrum der Schieferrevolution und über den hartnäckigen Widerstand gegen das Fracking. «Die Erdgasressourcen reichen für mindestens weitere hundert Jahre», sagt Hamm. «Es gibt keinen Grund, die Öffentlichkeit mit unwahren Weltuntergangsprognosen zu verängstigen.»

Weltwoche: Mr Hamm, Sie haben Amerika von der Energieknappheit zur Energieunabhängigkeit geführt. Wie sind Sie zum Revolutionär im Öl- und Gasgeschäft geworden?

Harold Hamm: Es hat alles in den Feldern von Oklahoma, meiner Heimat, begonnen. Viele der Unternehmen, die ich aufgebaut und geleitet habe, waren Dienstleistungsunternehmen rund um die Ölfelder, vom Bohren bis zum Abtransport mit Lastwagen. Sukzessive bauten wir unsere Kapazitäten aus. Wir gründeten eine Firma namens Trend Drilling Company und führten damit Vertragsbohrungen für viele verschiedene Unternehmen durch. Wir haben uns auf die Kunst des Bohrens spezialisiert.

Weltwoche: Woraus besteht diese Kunst?

Hamm: Als der Wert des Produkts, insbesondere des Erdgases, stieg, begannen wir damit, Bohrungen unterhalb von Städten durchzuführen, wo ungenutzte Gasvorräte lagerten, die aufgrund der schwer erreichbaren Lage nicht erschlossen worden waren. Wir haben mehrere Bohrungen unter Oklahoma City und in Chickasha durchgeführt. Wir machten sechzehn Bohrungen unterhalb der Stadt Enid, Oklahoma, und im Alamo-Gasfeld in Texas. Damals arbeiteten wir mit rudimentären Bohrmethoden wie «Side-Cracking». Dabei stellten wir fest, dass wir viel mehr Rohstoff fördern konnten, wenn wir genau horizontal entlang den Gesteinsschichten anstatt senkrecht in den Boden bohrten.

Weltwoche: Sie waren einer der Pioniere dieser Horizontalbohrung. Inwiefern hat sich diese Technik im Vergleich zur konventionellen Vertikalbohrung zu einem Gamechanger entwickelt?

Hamm: Nehmen wir eine Formation mit einer Dicke von zwölf Fuss: Wird sie vertikal gebohrt, ist der Ertrag um ein Vielfaches geringer, als wenn wir horizontal bohren. Horizontal können wir eine Meile entlang der Gesteinsformation vorstossen. So rechnet sich der Ertrag plötzlich zwölf Fuss mal eine Meile. Die Horizontalbohrung war ein absoluter Wendepunkt. Sie öffnete die Tür zu ganz neuen Reservoirs. Den Felsen, den wir zuerst bohrten, nannten wir «Generation One Rock». Es handelt sich um dichtes Gestein, das bei horizontalen Bohrungen wunderbar erschliessbar ist. Heute arbeiten wir mit Gesteinen der dritten Generation, die normalerweise auch bei horizontalen Boh-



«Man befähigt Leute mit Innovationsgeist.»

rungen schwer zu durchdringen sind. Doch mit der richtigen Simulationstechnik bringen wir die fossilen Energieträger tatsächlich ans Tageslicht. Dieses Gestein enthält viele Tone und andere Mineralien, die normalerweise die Durchlässigkeit blockieren würden. Heute sind wir in der Lage, eine Menge von diesem Gestein zu durchdringen, und wir werden immer besser darin. Hierin liegt die Zukunft.

Weltwoche: Die Technik der Horizontalbohrung, die Sie anwenden, ist im Volksmund bekannt als «Fracking». Sie verwenden diesen Begriff nicht gerne. Warum?

Hamm: Die Industrie hat diesen Begriff sicherlich nie verwendet. Er wurde der Branche von einem Autor aufgezwungen, der ein Buch mit dem Titel «The Frackers» geschrieben hat (Greg Zuckerman: «The Frackers. The Outrageous Inside Story of the New Billionaire Wildcatters», 2013). Der Begriff ist tatsächlich aus dem Zusammenhang gerissen und beschreibt überhaupt nicht, was wir tun.

Weltwoche: Der Widerstand gegen Fracking ist weit verbreitet. Kritiker warnen vor Gefahren durch kleine Erdbeben oder Wasserverschmutzung. Zu den vielen prominenten Oppositionellen gehört der Country-Musik-Star Willie Nelson. Er sagt: «Es ist schlecht für das Land,



Pionier Hamm.

schlecht für die Bauern, schlecht für den Boden. Es ist einfach rundum eine schlechte Idee.» Was sagen Sie dazu?

Hamm: Manche Leute sind aus ideologischen Gründen gegen fossile Brennstoffe, und sie waren von Anfang an gegen Horizontalbohrung. Bei dem Streit geht es vor allem um politische Macht, denn die meisten Öl- und Gasproduzenten sind Geschäftsleute und konservativ. Wenn man in der Wirtschaft tätig ist, schreibt man Gehaltsabrechnungen, stellt Leute ein, ist also normalerweise ziemlich konservativ in seinem Ansatz. Viele Leute wünschen, dass diese Unternehmer vom Erdboden verschwinden. Doch plötzlich hat die Horizontalbohrung alle Türen aufgestossen. Plötzlich haben diese Ideologen, die dachten, wir würden verschwinden, gemerkt, dass wir das nicht tun. Wir sind hier und werden für immer bleiben.

Weltwoche: Wollen Sie damit sagen, dass die Kritik politisch motiviert ist?

Hamm: Die meiste schon. Es geht um politische Macht. Plötzlich wehrten sie sich auf unterschiedlichste Weise. Sie erwähnten die Tatsache, dass ich eine Abneigung gegenüber Leuten habe, die uns «Frackers» nennen. «Fracking» ist ein F-Wort, und man hat es gezielt gegen uns verwendet. Dieser Typ, der das Buch geschrieben hat,

arbeitete als Reporter für das *Wall Street Journal*. Er kam zu uns unter dem Vorwand, einen Artikel für das *Journal* zu schreiben. Wir sprachen ein wenig, und wir stellten fest, dass er in Wirklichkeit für ein Buch recherchierte. «The Frackers» verkaufte sich sehr gut. Leider hat der Autor über jeden in unserer Branche schlecht geredet. Ausser über mich. Ich war der Einzige, den sie wirklich halbwegs anständig behandelten.

Weltwoche: Ihre Branche hat bis heute eine schlechte Presse. Man nennt Leute wie Sie «Männer von gestern», weil Sie an den fossilen Brenn-

«Wir verfügen über einen Vorrat an sauber verbrennendem Erdgas für mindestens hundert Jahre.»

stoffen festhalten. Im Gegensatz zur grünen Technologie, die en vogue ist und als die Zukunft gilt.

Hamm: Wir sehen, wie einige dieser Idealisten an ihre Grenzen stossen mit ihren (alternativen) Ideen. Es hapert mit der finanziellen Rentabilität. Viele von ihnen beissen in den sauren Apfel. Einige dieser Fonds, die nur für diese grünen Projekte eingerichtet wurden, haben einfach alles verloren. Die grössten Verluste in

der Geschichte der Automobilindustrie werden bei Ford und General Motors eingefahren. Schauen Sie sich die Tesla-Aktie an, sie stürzte ab wie ein Stein.

Weltwoche: Ihre Kritiker behaupten seit Jahren, dass Öl und Gas bald zur Neige gehen würden. Doch Sie scheinen sie zu widerlegen.

Hamm: Wir sind in der Erdöl- und Erdgasindustrie von einer Ära der Knappheit zu einer Ära des Überflusses fortgeschritten. Wir befinden uns nicht mehr in der Ära Jimmy Carter. Wir verfügen über einen Vorrat an sauber verbrennendem Erdgas für mindestens hundert Jahre, das die Emissionen in Amerika um über 40 Prozent senkt.

Weltwoche: Mit anderen Worten: All die Leute, die vor dem Ende der fossilen Brennstoffe gewarnt haben, liegen völlig falsch?

Hamm: Ja, sie liegen völlig falsch. Wir haben Erdgas im Überfluss. Erdgas ist heute sehr billig auf dem Markt. Wer hätte das gedacht? Das ist ausschliesslich auf das Angebot zurückzuführen. Es gibt ein riesiges Angebot und enorme Reserven. Das Erdgas wird nicht zur Neige gehen.

Weltwoche: Wenn es, wie Sie sagen, einen Überfluss an Ressourcen gibt, würde das bedeuten, dass Ihre Branche Menschen helfen kann, die heute in Energiearmut leben? >>>



Im Visier der Umweltschützer.

FRACKING

Boom in Amerika – Verbote in Europa

Horizontalbohrung – allgemein bekannt als «Fracking» oder «Hydraulic Fracturing» – ist eine Methode zur Förderung von Erdgas und Erdöl aus tief liegenden Gesteinsschichten. Dabei wird ein Gemisch aus Wasser, Sand und Chemikalien in das Gestein gepresst, das durch den hohen Druck aufgebrochen (*fractured*) wird. Durch die entstandenen Risse kann das Erdgas oder Erdöl an die Erdoberfläche transportiert werden. Der im Fracking-Gemisch beigefügte Sand soll die entstandenen Risse im Gestein stabilisieren. Um an die isolierten Vorkommen heranzukommen, wird zunächst ein bis zu mehrere tausend Meter tiefes Loch vertikal in die Erde gebohrt. Ist die gas- und ölhaltige Gesteinsschicht erreicht, wird horizontal weitergebohrt.

Umweltverbände kritisieren, dass es beim Fracking zur Verschmutzung des Grundwassers kommen kann. Gesicherte Erkenntnisse über eine Gefahr der Trinkwasserversorgung liegen allerdings bislang nicht vor. Ausserdem monieren Kritiker, dass mögliche Schäden für die Gesundheit der Menschen, die in der Nähe der Förderstätten leben, nicht ausgeschlossen werden können. Ein weiterer Kritikpunkt ist die Gefahr von kleinen Erdbeben. Auch hier ist die Studienlage nicht eindeutig. (Quelle: www.quarks.de)

In den USA hat Fracking einen regelrechten Boom ausgelöst. 2015 hob Präsident Barack Obama das Ausfuhrverbot für Fracking-Gas auf. In Europa hingegen haben mehrere Länder wie Deutschland, Frankreich, Dänemark, Bulgarien oder die Niederlande Fracking verboten. (WW)

Hamm: Ganz genau. Es ist ein ganz neues Zeitalter. Wir leben im Zeitalter des Überflusses. Lassen Sie uns die Wahrheit darüber sagen. Jedenfalls bin ich persönlich sehr aufgeregt über einige der Dinge, die wir – die Familie Hamm – tun. Unsere Stiftung hat drei Säulen. Ein Plädoyer für die fossile Energie ist eine davon. Darum geht es auch in meinem Buch «Game Changer». Wir wollen die Wahrheit über die riesigen Fossilvorräte unter die Leute bringen. Eine weitere Säule ist die Förderung von Bildung. Die dritte Säule ist die Gesundheit. Wir haben eine Diabetes-Stiftung ins Leben gerufen. Vor kurzem haben wir im Diabeteszentrum eine neue Entdeckung gemacht: eine Alternative zu Insulin. Das ist das erste Mal überhaupt, dass es so etwas gibt.

Weltwoche: Sie haben wesentlich dazu beigetragen, dass die USA während der Ära Trump unabhängig von Energieimporten wurden. Wenn wir auf Europa schauen, sehen wir ein ganz anderes Bild. Viele Länder sind von ausländischem Öl und Gas abhängig. Mit diesem Krieg in der Ukraine ...

Hamm: ... ich bin froh, dass Sie diesen Krieg erwähnen, denn er ist sicherlich ein gutes Beispiel für die Abhängigkeit Europas.

Weltwoche: Vor dem Einmarsch der Russen in die Ukraine importierte die EU 83 Prozent ihres Gases. Seither ist die Hauptversorgung aus Russland vom Netz. Derweil sind die USA vorübergehend mit Lieferungen von Flüssiggas eingesprungen.

Hamm: Das tun wir immer noch.

Weltwoche: Wie sieht die Zukunft des Horizontalbohrens in Europa aus, könnte es auch hier ein Gamechanger werden?

Hamm: Oh, auf jeden Fall. Sehen Sie, das war das Schlimme an dem ganzen «Fracker»-Alarmismus und an der ganzen Panikmache, die wir vorhin erwähnt haben. Viele Leute haben das geglaubt. In vielen Ländern wurde Fracking verboten. Das war das absolut falsche Vorgehen.

«Klopfen Sie Ihren Leuten auf die Schulter und sagen Sie: »Zeig's ihnen. Du bist auf dem richtigen Weg.«

In Europa gibt es eine Menge Reserven. Im Vereinigten Königreich [Grossbritannien hob das 2019 erlassene Fracking-Verbot wegen der hohen Energiepreise wieder auf; die Red.] hätte eine Menge Erdgas sehr sicher erschlossen werden können.

Weltwoche: Polen zum Beispiel investiert viel in die Horizontalbohrung. Welches andere europäische Land hat das grösste Potenzial?

Hamm: Als Geologe schaue ich mir viele verschiedene Regionen der Welt an. Das Pariser Becken zum Beispiel hat enormes Potenzial. Auf der ganzen Welt gibt es eine Menge Reserven. Ich bin gerade aus Katar zurückgekommen, wo riesiger Reichtum mit sauber verbrennendem Erdgas er-

wirtschaftet wird. Die Katarer sind in der Lage, dieses Gas an viele Orte zu liefern und vielen Menschen zu helfen. Das ist es, was ich als humanitär betrachte. Weltweit gibt es etwa 1,3 Milliarden Menschen, die den Luxus eines Lebens mit allen notwendigen Brennstoffen und der nötigen Energie geniessen. Sehen Sie sich die anderen sieben Milliarden Menschen an. Viele von ihnen haben keinen Zugang zu dem, was wir haben. Sie verbrennen immer noch Dung und Holz und all diese Dinge. Das ist traurig. Das sind die Menschen, an die ich denke.

Weltwoche: Wo liegen die grössten Ressourcen der Welt?

Hamm: Nun, da gibt es eine ganze Menge. Zuerst sollte man zurückgehen zu all den Orten, an denen man bereits Öl und Gas erschlossen hat. Die Baja-Region und die Westküste Mexikos haben grosse Kapazitäten für zusätzliches Flüssigerdgas, beispielsweise. Ich bin Explorator, ich bin Geologe, ich mag das Gestein. Ich halte Ausschau nach Sedimentgestein, das förderfähig ist. Wenn man all diese verschiedenen Becken auf der ganzen Welt besucht, stellt man fest, dass es immer noch leicht zu erschliessende Gebiete gibt, die aufgrund des geopolitischen Risikos und mangelnder Bohrtechnik bislang nicht erschlossen worden sind. Auf dem afrikanischen Kontinent gibt es mit Sicherheit überall viel Potenzial.

Weltwoche: In den USA hat Präsident Joe Biden vieles, was Sie während der Ära Trump erreicht haben, wieder rückgängig gemacht. Er ist hart gegen die Öl- und Gasindustrie vorgegangen. Wie gross ist der Schaden hinsichtlich der Energieversorgung, den Bidens Regierung angerichtet hat?

Hamm: Wir haben einige der schlimmsten Dinge unter Bidens Präsidentschaft erlebt. Das erste Präsidialdekret, das er unterzeichnete, bestand darin, Bundesland, das von der Zentralregierung verwaltet wird, von der Erkundung nach fossilen Ressourcen auszuschliessen. Das ging nach hinten los. Sofort stiegen die Treibstoffpreise in die Höhe. Alles andere wurde teurer. Die Inflation geriet ausser Kontrolle. Biden hat immer noch mit der Inflation zu kämpfen. Es ist schwer, ihr zu entkommen. Es war eine totale Katastrophe. Er hat so viele Katastrophen losgetreten. Wir haben noch nicht über die Grenze gesprochen.

Weltwoche: Bleiben wir bei unserem Thema, der Energie. Ich war kürzlich in Saudi-Arabien. Während die staatliche Ölfirma Aramco Rekordinnahmen erzielt, treibt Kronprinz Mohammed bin Salman seine Vision 2030 voran, die auf innovativen Technologien und grüner Technologie wie Solarenergie basiert. Glauben Sie, dass es klug wäre, dem Beispiel des saudischen Königreichs zu folgen und andere Energieformen zu kultivieren, während die fossilen Ressourcen weiterhin genutzt werden?

Hamm: Ja, ich denke, dass der Einsatz intelligenter Technologien sehr sinnvoll ist. Aber prak-

tisch gesprochen – Sie haben die Solarenergie erwähnt: Wo kann man Sonnenenergie besser nutzen als in Saudi-Arabien? Vielerorts sind lukrative Solarprojekte schwer zu realisieren. Es ist wie mit der Wasserkraft. Wo werden sie den nächsten Staudamm bauen? Vielleicht in China, wie den

«Die Horizontalbohrung war ein absoluter Wendepunkt. Sie öffnete die Tür zu ganz neuen Ressourcen.»

Drei-Schluchten-Damm. Aber in Amerika und Europa wird man keinen weiteren Damm bauen. Die Umweltschützer werden das verhindern.

Weltwoche: Die nächste Generation von Kernkraftwerken wird immer fortschrittlicher. Prominente Stimmen wie Bill Gates sagen, wir seien unbedingt auf die Atomkraft angewiesen. Was ist Ihre Meinung dazu?

Hamm: Sicher. Aber die Kernenergie hat ihre eigenen Schwachstellen. Deren sind wir uns alle bewusst. Es dauert so lange, eine Anlage zu installieren. Wenn man ein Netz hat, das dafür geeignet ist, um es an eine Stadt anzuschliessen, würde es immer noch zehn Jahre dauern, bis es genehmigt und gebaut ist. Das ist nichts, was Ihnen heute helfen kann. Selbst bei den klei-

nen modularen Reaktoren (SMR) dauert es zehn Jahre, bis sie betriebsbereit sind, selbst wenn das Netz bereits vorhanden ist.

Weltwoche: Ihr Leben liest sich wie eine klassische amerikanische Biografie. Sie wurden als 13. Kind einer armen Familie im ländlichen Oklahoma geboren.

Hamm: Sie hätten auch mit zwölf aufhören können. Aber ich war die «glückliche 13».

Weltwoche: Sie wurden von sechs Schwestern aufgezogen, die sich wie sechs zusätzliche Mütter um Sie kümmerten, wie Sie in Ihrem Buch schreiben. Was in Ihrer Kindheit hat den Harold Hamm, der hier vor uns sitzt, am meisten geprägt?

Hamm: Ich werde nie vergessen, was eine meiner älteren Nichten sagte, als ich eingeschult wurde und mir Sorgen machte, ob ich mit den anderen Kindern zurechtkommen würde: «Du musst nur eine Sache tun», sagte sie. «Was ist das?», fragte ich. «Hör auf die Lehrerin und tu das, was sie von dir verlangt, dann wird es schon klappen», riet sie mir. Ich wurde wirklich von der Bildung inspiriert, und Bildung war mein Weg aus der Armut. Bildung war das Einzige, was mich geprägt hat.

Weltwoche: Seit mehr als fünf Jahrzehnten leiten Sie sehr erfolgreiche Unternehmen. Was

ist Ihre Lektion in Sachen Management, die Sie aufstrebenden Unternehmern auf den Weg geben können?

Hamm: Zentral sind Leadership und Unternehmenskultur. Bei Continental pflegen wir das, was wir «Kultur des Möglichen» nennen.

Weltwoche: Wie etabliert man eine Kultur des Möglichen?

Hamm: Oh, das ist einfach. Man befähigt die Leute mit Innovationsgeist. Man stellt die klügsten und besten Leute ein, die man kriegen kann, und befähigt sie dann, nach neuen Ideen zu suchen. Dann hat man eine Kultur, in der man ihnen nicht die Schuld gibt, wenn etwas schiefgeht. Klopfen Sie Ihren Leuten auf die Schulter und sagen Sie: «Zeig's ihnen. Du bist auf dem richtigen Weg, du denkst voraus.» Führung ist alles. Das wird einem nicht in die Wiege gelegt, ich wurde nicht als Führungskraft geboren. Ich habe es in der Praxis gelernt.



Das Gespräch fand anlässlich des «Inaugural Leadership Summit» der American Swiss Foundation in Rüschlikon statt.

«Game Changer: Our 50-Year Mission to Secure America's Energy Independence.» Forefront Books, 2023.

★★★★★
„ICH MAG DEN
SANFTEN
GESCHMACK
SEHR.“

JENNI, 29



Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.

Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

Der Verfassungsfreund

Am 18. April hält Professor Andreas Kley an der Universität Zürich seine Abschiedsvorlesung. Würdigung eines prinzipienfesten Staatsrechtslehrers.

Christoph Mörgeli

Er gehörte zu den mutigen Hochschulprofessoren. Mit den scharfen Waffen der besseren Argumente attackierte Zaccaria Giacometti vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg das Notrecht, mit dem der Bundesrat an Parlament und Volk vorbeiregierte. Der autoritäre Charakter des Dringlichkeitsrechts war diesem hartnäckigen Bündner auf seinem Zürcher Lehrstuhl ein Gräuel. Noch vor den späteren kritischen Historikern hat Giacometti das behördliche Willkürregime als helvetische Form des Totalitarismus gezeigelt. Eine unkontrollierte, dem freien Ermessen ausgesetzte Staatstätigkeit akzeptierte er nicht. Es bedurfte

Von kollektiven Aufrufen seiner Kollegen an die Öffentlichkeit hält Kley wenig.

1949 einer Volksabstimmung mit Giacomettis vollem Engagement, um das Vollmachtregime zu beenden, mit dem sich mittlerweile alle Bundesratsparteien bequem arrangiert hatten.

Es ist das Verdienst des Zürcher Staats- und Verfassungsrechtlers Andreas Kley, die kantig profilierte Persönlichkeit Giacomettis unserer Generation wieder in Erinnerung gerufen zu haben. Kleys Biografie geht über das juristische Wirken dieses Bergellers hinaus, interessieren ihn doch auch Giacomettis Verwandte, die bedeutende Künstler wurden. Als Forscher hat Kley zu vielen Gebieten publiziert – und seine pointierte Stimme auch zur Geltung gebracht. Am 18. April wird Andreas Kley in der Aula der Universität Zürich seine Abschiedsvorlesung halten.

Direktdemokratischer Sonderfall

Der gebürtige St. Galler hat an der dortigen Universität Staatswissenschaften und Internationale Beziehungen studiert und wurde dort auch promoviert. Nach dem Rechtsanwältsexamen folgte die Habilitation und 1997 der Ruf als Professor für Staatsrecht und speziell Verfassungsgeschichte an die Universität Bern. Dort gab Kley mit seinem St. Galler Lehrer Yvo Hangartner eine umfassende Monografie über die demokratischen

Rechte in Bund und Kantonen der Eidgenossenschaft heraus. Dieses Werk zeigte, wie sehr der schweizerische Sonderfall einer halbdirekten Demokratie Kley faszinierte.

Im Frühling 2005 begann Kley seine Tätigkeit als Ordinarius für öffentliches Recht, Verfassungsgeschichte sowie Staats- und Rechtsphilosophie an der Universität Zürich. 2019 erhielt er für seine wissenschaftliche Leistung



Giacometti unserer Generation: Andreas Kley.

den Ehrendokortitel der Universität St. Gallen. Speziell erwähnt werden darf Kleys Interesse für das Verfassungs- und Verwaltungsrecht des Landes Liechtenstein, wozu er auch grundlegend publiziert hat. In seiner «Geschichte des öffentlichen Rechts der Schweiz», die noch für viele Jahrzehnte ein Standardwerk bleiben wird, bewies er seine volle Souveränität in der Würdigung von Ideen und Persönlichkeiten vom beginnenden 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Kley befasste sich mit dem Grundrechtskatalog der neuen Bundesverfassung und leistete wichtige Beiträge im «St. Galler Kommentar» zur schweizerischen Bundesverfassung.

Als reflektierter Liberaler wagt es Kley durchaus, die zunehmende Erosion des Privatrechts durch das öffentliche Recht zu hinterfragen: «Der soziale Rechtsstaat hält seine Bürger dazu an, ihre Rechte als Ansprüche an die Gesellschaft zu verstehen und wahrzunehmen. Er stiftet sie an, auf ihr Recht zu pochen. Er umsorgt sie. Er fördert sie. Er sieht sich als Förderer ihrer Freiheit.» Dies sei gegenüber der Bundesverfassung von 1848 eine durchaus neue Entwicklung. Die Einführung der Volksinitiative beurteilt Kley insgesamt als Erfolgsgeschichte. Nach Annahme der Anti-Minarett-Initiative befremdeten ihn die «herbeigeredeten Drohkulissen». Dabei sei der Moment gekommen, die direkte Demokratie zu verteidigen. Doch die angeblichen Vollblutdemokraten wollten sie lieber beschneiden. Für Kley gehörte die Einwanderung zu den «effektiven und nicht etwa bloss fiktiven Problemen, die von einem Teil der Bevölkerung real erlebt werden». Doch die meisten Politiker und die Wissenschaft erklärten diese Tatsachen für unreal und würden der Bevölkerung lediglich «Angst» zugestehen.

Freiheit und Bürgervernunft

Von kollektiven Aufrufen seiner Kollegen an die Öffentlichkeit hält Kley wenig. Denn sie müssten sich die Frage gefallen lassen, warum sie gemeinsam aufträten und sich explizit als Rechtsprofessoren äusserten: «Beanspruchen sie etwa durch die Berufsbezeichnung eine höhere demokratische Autorität?» Er mahnte an Freiheit und Bürgervernunft, als Bundesbehörden und Rechtswissenschaften allen Ernstes diskutierten, ob bei Verfassungsiniciativen künftig ein Vermerk betreffend Völkerrechtsverträglichkeit angebracht werden sollte. Auch gegen das Corona-Regime des Bundes erhob Andreas Kley seine warnende Stimme. Wie sich das Parlament umgehend entmachtete und die Art, wie «Notrecht» geltend gemacht wurde, beurteilte er genau wie das Covid-19-Gesetz schlicht als verfassungswidrig.

Andreas Kley: «Rechtswissenschaft ohne Recht». Aula der Universität Zürich. 18. April, ab 18.15 Uhr

Reden wir über den Islam

Die unendliche Toleranz wird Deutschland teuer zu stehen kommen.



Vergangene Woche sticht ein 34-jähriger Syrer mit niederländischem Pass in einem Supermarkt in Wangen (Allgäu) auf eine Vierjährige ein. Mutter und Kind standen in keiner Beziehung zum Täter. Das Mädchen wurde mit schweren Verletzungen in eine Klinik gebracht, ihr Zustand ist aber stabil, und mittlerweile ist sie auf dem Weg der Besserung. Der Täter wird kurze Zeit später für schuldunfähig erklärt und in einem psychiatrischen Krankenhaus untergebracht. Der «Tagesschau» ist die schreckliche Tat keinen Beitrag wert.

Am Tag darauf wird bei Markus Lanz im ZDF über die Situation an deutschen Schulen diskutiert. Zu Gast ist unter anderem Antje Mundt-Backhaus, Leiterin der Integrierten Gesamtschule Stöcken in Hannover. Mundt-Backhaus hatte sich Anfang des Jahres mit einem Brandbrief an die Stadt Hannover gewandt. Schliesslich ist es jedoch Markus Lanz, der die in dem Brandbrief erwähnten Beispiele von Gewalt und fragwürdigen Ansichten der Schüler aufgreift, während sich die Direktorin in Relativierungen übt. Sie selbst tat es nicht.

Man kann niemandem helfen, der sich davor scheut, Probleme zu benennen, oder zurückrudert, wenn es darauf ankommt, Tacheles zu reden. Zwar wurde mehrmals erwähnt, dass sich an Mundt-Backhaus' Schule 851 Kinder aus vierzig verschiedenen Nationen befinden, problematisiert wurde genau dieser Fakt jedoch nicht. Anscheinend war es der Schulleiterin wichtiger, zu betonen, dass die angesprochenen Probleme genauso in der deutschen Schülerschaft auftreten würden.

Selbst als Markus Lanz noch einmal auf die im Brandbrief getätigte Aussage eingeht, dass es an ihrer Schule Kinder gebe, die Homosexualität strikt ablehnen und ihre religiösen Gesetze über das Grundgesetz stellen würden, lässt die Direktorin den Ball am Elfmeterpunkt liegen, statt ihn zu versenken. Natürlich weiss jeder, welche religiöse Gruppe gemeint ist. Das Wort «Islam» fällt jedoch kein einziges Mal.

Ihre geistigen Vorturner finden diese Schüler unter anderem bei «Muslim Interaktiv», einer islamistischen Gruppierung, die nach

Für vernunftbegabte Menschen ist so viel kognitive Dissonanz und Doppelmoral nur schwer erträglich.

dem 22. März und dem Karfreitag bereits das dritte Geheimtreffen im Hamburger Stadtteil Allermöhe vollzog. «Muslim Interaktiv» ist vor allem auch in den sozialen Medien erfolgreich, dementsprechend jung sind die Teilnehmer. Rund 200 Männer zwischen zwanzig und vierzig Jahren trafen sich hier in der «Elite Eventhall», um über Israel zu hetzen und Pläne für ein Kalifat in Deutschland zu diskutieren.

Der Staat muss sie gewähren lassen. «Muslim Interaktiv» ist trotz eindringlicher Warnungen, unter anderem von NRW-Innenminister Herbert Reul, immer noch nicht verboten, weil Bundesinnenministerin Nancy Faeser nichts unternimmt. Was fehlt, ist auch ein öffentlicher, medialer Druck. Während die Correctiv-Story über ein vermeintliches «Geheimtreffen» von AfDlern, CDU-Mitgliedern und

Unternehmern hohe Wellen schlug und Tausende Menschen «gegen rechts» auf die Strasse zog, geht das öffentliche Interesse in diesem Fall gegen null. Wie ich schon öfter sagte: Der Deutsche bekommt gerne vorgekaut, worüber er sich zu empören hat. Wo kein grosses mediales Echo, da auch keine breite öffentliche Empörung. Darüber hinaus sind Muslime im linken Opferkosmos per se von Kritik ausgenommen.

Für einen vernunftbegabten Menschen ist so viel kognitive Dissonanz und Doppelmoral nur schwer erträglich. Ausgerechnet die linke Rap-Kombo «Antilopen Gang» hat diese in Bezug auf den Umgang mit Israel in ihrem neuen Song «Oktober in Europa» auf den Punkt gebracht. Die Antifa ist immer da, wo es gegen rechts geht, aber hier werden die Probleme ausgeblendet.

Wir haben aufgehört, über den Islam als Ursache bestimmter gesellschaftlicher Probleme zu sprechen. Attentäter sind jetzt psychisch krank, Schüler mit fragwürdigen Werten gibt es unter allen Gruppen, und islamistische Zusammenkünfte, die aus jungen, kampfbereiten Männern bestehen, sind eine geringere Gefahr für die Demokratie als Reichsbürger am Rollator.

Die Religionskritik als konstitutives Merkmal einer freien, fortschrittlichen Gesellschaft hat aufgehört zu existieren. Über den Islam darf nur noch in positiven Kontexten gesprochen werden. Um für Toleranz zu werben oder dem Rest der Bevölkerung einzuzimpfen, worum es im Ramadan geht. Dabei ist es genau jene Toleranz, die uns am Ende alles kosten wird.

Es braucht keine Reformen, sondern eine Abrissbirne!

Mit einem Manifest wagen Mitarbeiter von ARD und ZDF eine kleine Meuterei. Sie sollten besser das sinkende Schiff verlassen.

Milosz Matuschek

Eisberg voraus! So tönt es seit Jahren für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk in Deutschland. Eisberg voraus, ihr seid auf Kollisionskurs! Der öffentliche Rundfunk in Deutschland ist mit acht Milliarden Euro der teuerste der Welt, schafft es laut Umfragen aber, nur das Vertrauen von etwa der Hälfte der Zuschauer zu gewinnen. Das muss man erst einmal schaffen!

Die Verantwortlichen merken es seit Jahren auf schmerzliche Weise: Vertrauen lässt sich nicht kaufen, weder durch Zwangsgebühren, durch Mittel für Eigenwerbung noch durch Zuschauer-manipulation via «Framing», wie man es schon einmal versuchte. Doch die Warnungen kamen weiss Gott nicht nur von den bekannten Kritikern: Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier selbst monierte schon vor Jahren verengte Debatten, der scheidende WDR-Intendant Tom Buhrow warnte die eigene Mannschaft vor der Entfremdung vom Publikum, und der Anchorman des «Heute-Journals», Claus Kleber, konstatierte in seiner Abschiedssendung «Vertrauensverlust» und hielt ein Loblied auf kritische Informationen. Der langjährige Zuschauer magnet Thomas Gottschalk sagte bei seiner letzten «Wetten, dass...?»-Sendung einem Massenpublikum ins Gesicht, dass ihm sein Job keinen Spass mache, wenn er nicht frei sprechen könne.

Inkompetent und korrupt

Zahlreiche Initiativen haben in den letzten Jahren versucht, dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk eine goldene Brücke zu bauen. Es gab unter anderem Petitionen für ausgewogene Sendungen mit Corona-Kritikern oder den Versuch, mit Verantwortlichen in ein Reformgespräch zu kommen («Leuchtturm ARD»). Jetzt steigt der Druck im Kessel erneut: Mit einem Manifest (Meinungsvielfalt.jetzt/manifest.html) und einer dazugehörigen Petition, die jeder unterschreiben kann, wenden sich aktuelle und ehemalige Mitarbeiter zu Wort. Das Manifest liest sich wie ein verzweifelter Ruf zur Tagesordnung, eine Erinnerung an den gesetzlichen Auftrag, doch bitte wieder staatsfern ausgewogen und fair zu berichten sowie eine brei-



Die Fehler der Politiker sind die Versäumnisse der Kontrolleure.

te Themenpalette zu ermöglichen. Eine echte Palastrevolution ist es nicht, viele Mitarbeiter trauten sich nur, anonym Kritik zu äussern, die Klarnamen von 36 Unterzeichnern wurden bei einer Anwaltskanzlei hinterlegt. Sie zeigen so zwar, dass die Sender kein monolithischer Block sind, Heldenmut sieht freilich anders aus: Muss man etwa im «besten Deutschland» aller Zeiten Repressalien befürchten, wenn man die Einhaltung des gesetzlichen Auftrags durch die Sender anmahnt?

Die viel wichtigere Frage ist hingegen: Bringt das noch was? Lässt sich ein morscher Betrieb noch reformieren, oder hilft da nur noch die Abrissbirne? Es ist kein Geheimnis, dass grosse Bürokratien sich wie schwere Tanker verhalten. Sie sind schlecht manövrierfähig, gerade in Krisen. Imagepolitik und kleine Zugeständnisse bekommt man hin, aber den Filz bekommt man nicht mehr aus dem System. Ein Rundfunkbetrieb, der schon an seinem gesetzlichen Kernauftrag scheitert, ist entweder hochgradig inkompetent, hochgradig korrupt oder beides. Das aktuelle Mediensystem hat nicht das Problem, dass hin und wieder Fehler passieren, sondern, dass der Vorwurf des Verrats am Auftrag und am Zuschauer im Raum steht. Eine Senderfamilie wird zu einem mafiösen Ge-

bilde, wenn sie der Regierung nach dem Mund redet und sich zum Durchlauferhitzer noch jeder ideologischen Agenda macht, die auftaucht: Migrationsschwärmerei, Wokeismus, Klimapanik und Corona-Totalitarismus, um nur die wichtigsten zu nennen.

Klingt zu dick aufgetragen? Die grössten Verfehlungen während der Corona-Zeit kamen verlässlich aus dem zwangsgebührenfinanzierten Medienbetrieb: dass Kinder das Coronavirus übertragen würden wie Ratten die Pest (Jan Böhmermann) und Querdenker «ein bisschen

Eine Senderfamilie wird zu einem mafiösen Gebilde, wenn sie der Regierung nach dem Mund redet.

wie Hitler» seien (Sarah Bosetti), dass man Ungeimpfte prügeln müsse und diese «eine Tyrannei» errichteten. All diese Aussagen wurden in öffentlich-rechtlichen Sendungen geäussert, sie blieben unwidersprochen und ungeahndet. Gebührenfinanzierte Volksverhetzung hatte nicht nur keine Konsequenzen, die Beteiligten machten und machen bis heute fröhlich Karriere. Es wäre naiv, zu glauben, dass das Entgleisungen oder Versehen sind. Hass und Hetze sind Pro-

gramm, während man sich dem Zuschauer zugleich als Bollwerk gegen Hass und Hetze von rechts präsentiert. Die Sendeanstalten haben sich gemauert, weg von einem blossen Medienbetrieb und hin zu einer hochfinanzierten Presse-sekte mit inquisitorischem Apparat, inklusive gesellschaftlicher Hinrichtungen. Hauptsache, man bekommt das gerade angesagte Narrativ irgendwie ins Ziel, auch wenn sich der ergraute Zuschauer mit Grauen abwendet. Wenn ein orwellisches Wahrheitsministerium zu Mitteln der Volksverhetzung greift, hilft keine Reform mehr, sondern nur noch eine Abrissbirne.

Am schamlosesten: Markus Lanz

Welche Hilfe bei der dringend benötigten Aufarbeitung in Sachen Corona sind von so einem Senderkonglomerat zu erwarten? Es waren Journalisten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, von Zwangsgebühren bezahlt, die Politiker mit Korruptionshintergrund in verantwortliche Positionen hieften, die Scharlatane und Menschenhasser hofierten, als gäbe es kein Morgen. Am schamlosesten verhielt sich Markus Lanz. Es ist kein Geheimnis, dass er als Königsmacher von Karl Lauterbach gilt. Ohne Lanz wäre Lauterbach nie Minister geworden. Schon im Jahre 2020 war Lauterbach in 31 politischen Talkshows zu Gast, davon allein 17 Mal bei Lanz. Respektabel für einen abgeschriebenen Hinterbänkler. Lanz hätte ihn am liebsten in jeder Sendung gehabt, sagte er selbst. Wie viele «Querdenker» hatte er zu Gast? Keinen einzigen. Mehr Kungelei zwischen einem Journalisten und einem Politiker geht eigentlich nicht, zumal man auch privat Kontakt hat.

Lanz macht so aus einem (gutbezahlten) Job mit gesetzlichem Auftrag, nämlich öffentlicher Informationsvermittlung, seinen privaten Politikerstadel, einen lanzschen Streichelzoo, wo man sich kennt, schätzt, gegenseitig «grossartig» oder «sensationell» findet und hofiert («Grüsse gehen raus»). Irgendwie müssen Kriegs- und Corona-Panik ja in den Zuschauer rein, und der geschleckte Tiroler ist nun mal das beste Gleitmittel. Staatsferne, Distanz und Ausgewogenheit, *anyone?*

Es ist kein grosses Wunder: Wenn öffentlich-rechtliche Medien mit Politik (und Wirtschaft) eine Art Interessenkonglomerat bilden, kann der Aufklärungsauftrag nicht erfüllt werden. Durch solche Medien ist schlicht keine effektive politische Kontrolle möglich. Denn die Fehler der Politiker, die dann herauskommen, sind immer auch die Versäumnisse des Kontrolleurs. So ist das Ende denn auch vorgezeichnet: Entweder kommt die Abrissbirne, oder man schlägt davor noch den letzten Zuschauer in die Flucht.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er die Kolumnensammlung «Stromaufwärts zur Quelle» (Book-on-Demand, 2023).

Ueli Maurer im Visier der Massnahmenkritiker

Der Alt-Bundesrat plädiert für Aufarbeitung der Corona-Politik. Das sei ein Hohn, so der Tenor bekannter Pandemie-Skeptiker.

Rafael Lutz

Ueli Maurer ist in aller Munde: «Eine Aufarbeitung der Corona-Politik ist notwendig», forderte der Alt-Bundesrat in der *Weltwoche* von vergangener Woche.

Zwei Tage später, am Samstag, sprach Maurer in Bern am Symposium «Corona – Fakes und Fakten» vor Massnahmenkritikern und machte sich für eine Versöhnung stark.

Die Corona-Zeit habe die Gesellschaft gespalten. Jetzt sei es an der Zeit, dass die Menschen wieder aufeinander zgingen. «Mit Respekt und einer gewissen Demut», so Maurer.

Scharf ins Gericht ging der SVP-Politiker auch mit den Wissenschaftlern und Experten. Sie hätten die Bevölkerung während der Pandemie in die Irre geführt.

Erwartungsgemäss erhielt Maurer innerhalb der Massnahmenkritiker eine Menge Applaus. Endlich sagt es auch einmal einer, der damals an den Schalthebeln der Macht sass, so der Tenor. Maurer, der bis 2022 Vorsteher des Finanzdepartements gewesen war und während der Corona-Zeit der Regierung angehörte, macht sich mit seiner Kritik nicht nur Freunde.

«Perfide, manipulative Strategie»

Zuletzt sollen Vorträge von ihm, die er schon seit längerem abgemacht hatte, wieder abgesagt worden sein. Und nicht nur in den höheren gesellschaftlichen Kreisen eckt Maurer an.

Im Zentrum der Kritik steht der Alt-Bundesrat nun auch bei Teilen der Massnahmenkritiker. Dort hagelt es neben viel Lob auch ordentlich Kritik. Einzelne Exponenten der Szene sind empört angesichts der Aussagen des SVP-Politikers.

«Das ist eine ganz perfide, manipulative Strategie eines Profipolitikers, der ganz genau weiss, wie er sprechen muss, um die Leute zu vereinnahmen», sagte Nicolas A. Rimoldi, Präsident von «Mass-voll!», über Maurers jüngsten Auftritt. Der Alt-Bundesrat sei nicht an einer echten Aufarbeitung interessiert, sondern bloss ein Opportunist.

Auch Maurers Forderung, dass die Menschen wieder Brücken schlagen sollten, geriet einigen in den falschen Hals. «Auf wen sollen sie zugehen?», fragte sich Reporter Daniel Stricker

mit Blick auf die Opfer der Corona-Politik. Letztere seien teilweise mit horrenden Bussen bestraft worden. Dabei hätten sie nichts falsch gemacht. Vor diesem Hintergrund seien Maurers Aussagen für diese Menschen ein Hohn, meinte Stricker im Gespräch mit Rimoldi.

Stricker und Co. nehmen Maurer die Kritik nicht ab. Der SVP-Politiker versteckte sich hinter dem Kollegialitätsprinzip. Ähnlich sieht

«Auf wen sollen sie zugehen?», fragt sich Reporter Stricker mit Blick auf die Opfer der Corona-Politik.

es Urs Hans. Der ehemalige grüne Kantonsrat, Biobauer und Aktivist debattierte am vergangenen Samstag in der Podiumsdiskussion mit Maurer. «Wenn Maurer jetzt Fehler eingesteht, finde ich das gut.» Gleichzeitig sagt Hans aber auch, dass sich der SVP-Politiker nicht einfach der Verantwortung entziehen könne.

«Seine Äusserungen entlasten ihn nicht. Als damaliger Bundesrat ist er mitverantwortlich für die Corona-Politik, die die Grundrechte mit Füssen trat und viel Leid auslöste.» Einig sind sich fast alle: Eine Aufarbeitung braucht es. Doch meinen es auch alle ernst mit dieser?



«Respekt und Demut.»

Die Hamas und die Nazis

Wir lesen viel von einem angeblichen Genozid Israels in Gaza. Es ist – wenn schon – ein Völkermord der Hamas an ihren Leuten. Die Islamisten gehen vor wie die SS-Panzerdivision «Das Reich». Sie führen einen Zivilisationskrieg – und opfern dafür ihr Volk.

Michel Onfray

Diejenigen, die den Kampf der Zivilisationen leugnen, machen ihn möglich. Diejenigen, die ihn seit Jahrzehnten leugnen, beschleunigen seine Ausbreitung. Der Onkologe, der den Krebs ankündigt, erschafft ihn ja auch nicht; den Tumor zu verschweigen, hiesse nur, seine Toxizität zu erhöhen, die Behandlung unmöglich zu machen und ihm zu erlauben, nach Belieben zu wuchern.

Was wurde aus diesem Sieg gemacht?

Der «7. Oktober» ist nur als Kampf und Aufeinanderprallen der Zivilisationen lesbar. Die Organisation für Islamische Zusammenarbeit, das Gegenteil einer zionistischen Organisation, beansprucht weltweit 57 Mitgliedsstaaten – darunter Palästina. Dieser Block bildet das, was im Islam als Dar al-Islam bezeichnet wird. Nach islamischem Recht ist die Welt in Dar al-Islam, Dar al-Sulh und Dar al-Harb unterteilt, das heisst in das Gebiet des Islam, das Gebiet mit Friedensvertrag und das Gebiet des Krieges. Diese islamistische Triade beansprucht das kriegssoziologische Register für sich: Es gibt das, was vollständig erobert ist, das, was teilweise erobert ist, und das, was vollständig erobert werden wird. Seit dem «7. Oktober» wetteifern Islamisten und die isla-

«Wie alle Pazifisten denken Sie, dass Sie bestimmen, wer der Feind ist. Falsch! Der Feind wählt Sie aus.»

mistische Linke in Sophistik und Rhetorik, oder eher: in Trickereien und Lügen, um den Eindruck zu erwecken, dass diese Triade hinfällig, gar null und nichtig ist. Wir haben es mit der alten Logik des Negationismus zu tun: Das Reale hat nicht stattgefunden, das Reale findet nicht statt; was das Reale jedoch jeden Tag zeigt und beweist, ist das, was Gott, den es nicht gibt, tut.

Bereits 1965 postulierte der Philosoph Julien Freund für die Verteidigung seiner Dissertation unter der Leitung von Raymond Aron den Gegensatz zwischen «Freund» und «Feind» und stellte heraus, dass Politik untrennbar mit diesem Begriffspaar verbunden ist: «Es gibt keine

Politik, ausser dort, wo es einen Feind gibt.» Jean Hyppolite, ein Linker, der sich als Erbe der Aufklärung und somit als Pazifist bezeichnete, lehnte Friends These ab (1907 geboren, war er bezeichnenderweise weder Freund noch Feind der Nazibesatzer): «Wenn Sie wirklich recht haben», so Hyppolite, «bleibt mir nichts anderes übrig, als meinen Garten zu bestellen» [in Anspielung an Voltaires Idee der resignierten Weltabkehr in dem Buch «Candide oder der Optimismus»; die Red.]. Freund konterte: «Wie alle Pazifisten denken Sie, dass Sie bestimmen, wer der Feind ist. Sie argumentieren, dass solange wir keine Feinde wollen, wir auch keine haben. Aber es verhält sich umgekehrt: Der Feind wählt Sie aus. Und Sie können ihm die schönsten Freundschaftsbekundungen machen. Solange er will, dass Sie sein Feind sind, bleiben Sie es. Und er wird Sie daran hindern, sich in Ihren Garten zurückzuziehen.»

Genau so verhält es sich immer noch.

Nicht nur den Palästinensern aus Gaza steht seit dem Abzug der israelischen Armee am 12. September 2005 Land, der sogenannte Gazastreifen, zur Verfügung. Als Israel seine 38-jährige Präsenz in diesem Gebiet beendete, erklärte die Hamas jubelnd den Sieg. Was wurde aus diesem Sieg gemacht? Ein palästinensischer Staat mit Kriegswirtschaft und dem klaren Ziel – so formuliert es die Charta der Hamas –, die «zionistische Einheit», das heisst Israel, zu beseitigen. In diesem palästinensischen Staat, der die Qualitäten eines solchen hatte, ohne auf dem Papier als solcher administrativ anerkannt zu sein, fanden 2005 Wahlen statt. Die Hamas gewann die Mehrheit ... bei einer Wahlbeteiligung von 8 Prozent! Eine Demokratie?

Seitdem verwaltet die Hamas diesen palästinensischen Neostaat auf totalitäre Weise, unter der Ablehnung einer säkularen Demokratie zugunsten einer muslimischen Theokratie und einer politischen Justiz unter dem Kommando einer terroristischen Mafia, die das Leben eines Moguls führt: Todesstrafen nach politischem Ermessen, willkürliche Hinrichtungen, Folter auf Polizeistationen und in Gefängnissen, Erhängen von Homosexuellen, gezielte Ermordung von palästinensischen Fatah-Aktivisten, Massen-



Krieger gegen das Flaggschiff

erschussungen von Menschen, die als Verräter, Spione und Kollaborateure des Staates Israel dargestellt werden; phallokristische, frauenfeindliche, patriarchalische Politik, die sich an den Grundsätzen der Scharia orientiert; Verfolgung von Oppositionellen, Demokraten, Säkularisten, Feministinnen. 2007 gelang der Hamas der Bruderkrieg mit der Fatah, um die volle Macht im Gazastreifen zu erlangen.

Ist dies das politische Vorbild der französischen Links-Islamisten? Davon ist auszugehen.

Meine scharfe Kritik am politischen Spiel in Frankreich, das seit 1992 in den Händen der Maastrichter ist, ist bekannt. Ich habe zu diesem Thema Hunderte von Seiten und zahlreiche Bücher veröffentlicht, zu viele, und viel verlorene Zeit – es würde reichen, die «Theorie der Diktatur» und «Der Fetisch und die Ware» zu lesen.

Ich unterscheide jedoch sehr wohl zwischen unserer schäbigen, kriecherischen, illiberalen, volksschädigenden Demokratie und dem dikta-



der westlichen Zivilisation: Israel, 7. Oktober 2023.

torischen Regime im Gazastreifen, das allein in den Händen der Palästinenser liegt. Dort wäre ich längst tot und begraben, nachdem ich gefoltert wurde, und meine Familie ebenfalls.

Was haben die Hamas-Palästinenser also mit dem Palästina gemacht, das ihnen vor knapp zwanzig Jahren zugesprochen wurde? Eine Kriegsmaschine, sonst nichts. Wie dumm muss man sein, um nicht zu sehen, dass, wie im Deutschland der 1930er Jahre, eine Kriegswirtschaft bereits Krieg bedeutet und dass man nicht auf das Kommen dessen warten sollte, was bereits da ist?

Die Hunderte von Kilometern unterirdischer Gänge, die in den palästinensischen Untergrund gegraben wurden, der tonnenweise gegossene Beton, der gemauerte Zement, die kilometerweit gezogenen Stromkabel und Klimarohre, die im Bauch der Erde installierten Sanitäranlagen und Räume – wofür war das alles? Für den Krieg. Die Ein- und Ausgänge der als Schu-

len, Krankenhäuser, Entbindungsstationen und Kindergärten getarnten Dämme – wofür war das alles? Krieg. Die Milliarden an Hilfsgeldern, die von überallher geschickt wurden, vom reichen Frankreich natürlich, immer ein gelehriger Schüler, wie es sich gehört, aus Europa, den arabischen Ländern, der palästinensischen Diaspora, dieses Geld, das in Strömen nach Palästina fließt (auch zu Arafats Zeiten, abgefeiert von der linken französischen Intelligenzija, Sartre, Deleuze, Guattari, die heute wohlbehütet in der Rechtsnachfolge des in Ramallah Beigesetzten steht und einen Diamantwurf von Schweizer Bankkonten entfernt in den schönen Vierteln von West-Paris lebt), wofür war das? Sicherlich nicht zum Wohl des palästinensischen Volkes.

Diese Kriegsmaschine hat Fahrplan und Ziele auf Grundlage der Charta der Hamas von 1988 klar vorgegeben: die Schaffung eines islamischen (Artikel 1) und theokratischen (Artikel 9) Staates; die Rechtfertigung der Ermordung von Juden

mit folgendem Hadith: «Die Stunde wird nicht kommen, bis dass [...] die Steine und Bäume gesagt haben: Muslim, Diener Gottes! Ein Jude versteckt sich hinter mir, komm und töte ihn» (Artikel 7). Ferner findet sich in der Charta die Legitimation des heiligen Krieges, des Dschihad (Artikel 12), der nichts anderes bedeutet als das und sicher keine geistige Anspannung oder mystische Anstrengung, ausserdem der Anspruch Palästinas auf das gesamte israelische Territorium, was auf die Zerstörung des Staates Israel hinausläuft (Artikel 11), die Gleichsetzung Israels mit dem Nationalsozialismus (Artikel 20) – ein Gipfel für die Erben des Grossmufti von Jerusalem, der Hitler traf und mit den Nazis zusammenarbeitete.

Prinzip der Widerspruchsfreiheit

Ferner die Unterwerfung des Bildungssystems unter die islamistische Ideologie (Artikel 16); die Reduzierung der Rolle der Frau auf die Mutterchaft und ihre Produktion von Märtyrern, ihr Dienst an den Männern (Artikel 18) und der Glaube, dass die Juden mit ihrem Geld überall sind, alles beherrschen: Film, Medien, Presse, Banken, aber auch «die Freimaurerei, die Rotary Clubs» (sic!) (Artikel 17); schliesslich der Glaube an die Authentizität der sogenannten Protokolle der Weisen von Zion, in denen behauptet wird, dass die Juden die Weltherrschaft anstreben (Artikel 32). Gemäss der Charta der Hamas ist religiöse Toleranz nur gewährleistet, sofern Juden und Christen ihre Religion «im Schatten des Islam» (Artikel 31) ausleben, das heisst nach den Grundsätzen der Dhimmi. Mit anderen Worten und gemäss der Logik dieser Zivilisation, die das Prinzip der Widerspruchsfreiheit ignoriert, kann man in einem muslimischen theokratischen Staat Jude und Christ sein, solange man Muslim ist.

Die Hamas nennt auch die Namen ihrer Kriegverbündeten: alle propalästinensischen Gruppen und Bewegungen, die «weder dem kommunistischen Osten noch dem kreuzfahrerischen Westen die Treue halten» (Artikel 25). Ersteres wird nicht präzisiert, doch die Charta stammt aus dem Jahr 1988, der Zeit vor dem Zerfall der Sowjetunion, und die heutige islamistische Linke hat ihre Gehirne in solchen Fragen ausgeschaltet: Ohne Zweifel, so denken sie, würden die Islamisten, nachdem sie den letzten Kafir geköpft haben, die Krummsäbel für ihre islamistisch-linken Weggefährten schwingen.

Nach dem «7. Oktober», als Israel legitim im Gazastreifen zurückschlug – was sonst? –, bot die Hamas der Zivilbevölkerung nicht an, sich in den unterirdischen Gängen in Sicherheit zu bringen, obwohl sie dies durchaus hätte tun können, zumal die israelischen Verteidigungstreitkräfte IDF Uhrzeit und den Ort der Vergeltungsschläge angekündigt hatten, um die Palästinenser zu schonen. Diejenigen, die den Tod der Bewohner des Gazastreifens hätten ver-

hindern können und sie dennoch dem israelischen Abwehrfeuer aussetzten, sind allein für diese Todesfälle verantwortlich. Somit handelt es sich weniger um einen von Israel begangenen Völkermord an den Palästinensern als vielmehr um einen Holocaust der Hamas am palästinensischen Volk, gemäss der politischen Agenda ihres muslimisch-theokratischen Staates.

Derjenige, der den Tod vermeiden kann und ihn nicht vermeidet, ist ein Verbrecher: Die unterirdischen Gänge wurden von der Hamas gebaut, um eines Tages, nunmehr am «7. Oktober», eine Operation zu ermöglichen, die mit internationalem Kriegsrecht nichts zu tun hat. Vielmehr sollte Terror in der Zivilbevölkerung und an der Spitze des Staates erzeugt werden, höchstwahrscheinlich um einen Prozess in Gang zu setzen, der den Erfolg des Friedensprojekts verhindert, das zwischen Israel und verschiedenen arabischen Ländern im Gange war. Doch die Hamas braucht den Krieg, um zu existieren, und schert sich nicht um ein Land für das palästinensische Volk.

Besatzer, Nazis, Gestapisten

In Frankreich, ich denke an Mélenchon und seine Gefährten, die der Nupes angehören (Zusammenschluss linker Parteien), weigern sich manche, das Wort «Terrorist» zu verwenden, und ziehen das Wort «Widerstandskämpfer» vor. Dieser semantische Kunstgriff ermöglicht es, wie die Hamas es in ihrer Charta tut, Israel mit einem «Nazi-Grausamkeiten praktizierenden Feind» (Artikel 20) gleichzusetzen und diejenigen, die Israel bekämpfen, dem Widerstand zuzuordnen. Stéphane Hessels weltweit erfolgreiches Buch «Indignez-vous!» griff diesen Aspekt bereits auf. Der Widerstand aber hat Schuldige physisch beseitigt: Besatzer, Nazis, Gestapisten, Milizionäre, Kollaborateure. Er hat sich nie bewusst dafür entschieden, zivile Opfer zu töten, selbst wenn sich unter diesen ein Feind befand – in einem Kino, einer U-Bahn, einem Konzertsaal, einem Restaurant.

Am 7. Oktober tötete die Hamas Juden ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht oder politische Zugehörigkeit: Frauen, Kinder und alte Menschen wurden erschossen, aber auch Menschen, deren Unrecht es war, sich in der Gesellschaft von Juden aufzuhalten, als wären sie von ihnen angesteckt worden. Es gab sogar palästinensische Opfer, die in Israel arbeiteten, die ihrerseits linksgerichtete Friedensaktivisten waren und die Zweistaatenlösung forderten.

Im Koran steht entsprechend: «Knüpft Freundschaften nur untereinander, die anderen werden euch sicher schaden, sie wollen euren Untergang; Hass zeigt sich in ihren Mündern, aber was in ihren Herzen verborgen ist, ist noch rein» (III. 118). Diejenigen, die von dieser Regel abweichen, haben also nur das verdient, was ebendieser Koran für Ungläubige bereithält: «Tötet sie, wo immer ihr sie findet. Wir geben

euch alle Macht über sie» (IV. 91). Die Verse, die zum Töten auffordern, sind in diesem Buch zahlreich vertreten.

Falls die islamistische Linke an einem vernünftigen Vergleich interessiert ist: Der «7. Oktober» war kein Akt des politischen Widerstandes, sondern gleicht dem, was 1944 in Oradour-sur-Glane passierte, als die SS-Panzerdivision «Das

Die Leute, die den Terrorismus zum Widerstand erklären, lieben das Volk weniger als das Blut der Völker.

Reich» sämtliche Einwohner des Städtchens, insgesamt 643 Frauen, Kinder, Alte und Männer, massakrierte. Sie hatten gemeinsam, dass sie französische Staatsbürger waren.

Falls die Leute, die sich derzeit weigern, den Terrorismus als solchen klar zu benennen, an einem weiteren Beispiel interessiert wären, dann können wir auch zurück ins Jahr 1793 zu den Massakern in der Vendée gehen, die von den Pariser Jakobinern unter Führung von Robespierre angeordnet wurden – übrigens der persönliche Held des Islamistenführers Jean-Luc Mélenchon und der Kommunisten, deren Partei für die gesamte Dauer des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes, das heisst vom 23. August 1939 bis zum 22. Juni 1941, mit dem Nationalsozialismus kollaboriert hat. Alles, was lebte, wurde also in der Vendée massakriert, es wurden ausschliesslich Tote hinterlassen, Neugeborene, schwangere Frauen, alte Menschen und sogar Tiere wurden von der Furie zerrissen. Ihr Verbrechen: Sie waren Vendeer, das heisst, sie hatten sich der Pariser Jakobiner-Ideologie verweigert. Die Bilanz: 200 000 Tote durch Terror.

Die Leute, die den Terrorismus zum Widerstand erklären, lieben das Volk weniger als das Blut der Völker.

Ist es also verwunderlich, dass diejenigen, die sich als Widerstandskämpfer bezeichnen, obwohl sie letztlich Kollaborateure sind, wie Nazis denken (und handeln)? Nein.

Der Zivilisationskrieg, den die Hamas am 7. Oktober demonstrativ ausrief, ist leider noch nicht zu Ende. Die Milliarden von Muslimen, die sich über Dutzende von Ländern und Millionen von Quadratkilometern verteilen, wollen nicht, dass ein Land, das so gross ist wie zwei französische Départements, mit seinen nicht einmal zehn Millionen Einwohnern existiert.

Die Gründung des Staates Israel geht auf die Schoah zurück, weshalb Holocaustleugner Israel das Existenzrecht absprechen. Israel konnte entstehen, weil der Grossmufti von Jerusalem, Mohammed Amin al-Husseini, Weggefährte Benito Mussolinis und dann Adolf Hitlers, Propagandist der Nazi-Ideologie, Truppenrekrutierer zur Gründung einer muslimischen Division der Waffen-SS, der Handschar-Division, sich mit den Achsenmächten verbündete, die den Krieg ver-

loren hatten. Am 2. November 1943 erklärte er öffentlich in Berlin, dass «die Muslime dem Beispiel der Deutschen folgen sollten, die eine endgültige Lösung für das Judenproblem gefunden haben».

Diejenigen, die ein Palästina vom Fluss bis zum Meer wollen, das heisst vom Jordan bis zum Mittelmeer, wollen Israel abschaffen. Was würde dann aus den Israeli, denen die von der Scharia vorgeschriebene Dhimmi den Status von Sklaven in ihrem eigenen Land verschaffen würde? Wer kann ernsthaft glauben, dass Juden muslimisches Land besetzen, wenn der historische Moses aus dem 6. Jahrhundert vor Christus stammt und der historische Mohammed aus dem 7. Jahrhundert nach Christus? Wie kann man muslimisches Land enteignen, wenn der Islam noch mehr als zehn Jahrhunderte Zeit hatte, um ... nicht zu sein? Genauso gut könnte man Augustinus vorwerfen, Pascals Ideen gestohlen zu haben.

Israel ist das Flaggschiff der westlichen Zivilisation in einem stürmischen globalen Meer. Manche wünschen sich, dass ein Feuer dieses Schiff zerstört; ich für meinen Teil habe mich auf die Seite dieses genialen Gefährts gestellt.

Nicht weit entfernt davon schwimmt die Flotte französischer Boote, alle Lichter ausgeschaltet; aber sie wurde bereits angezündet, wie man in der Kriegsmarine sagt.

Michel Onfray ist Philosoph und Schriftsteller. Er zählt zu Frankreichs führenden Intellektuellen. Aus dem Französischen von Sarah Pines

Gegendarstellung

zum Artikel «Was suchen die Chinesen am Obersee?»; *Weltwoche* Nr. 09.24 vom 29.02.2024

Die Firmenstruktur der Fenshare Holding und ihrer Tochtergesellschaften in der Schweiz ist transparent. Sie ist zu 100% im privaten Besitz der Familie von Herrn Zhou Zhen Hua. Die beiden Schweizer Tochtergesellschaften ihrerseits sind zu 100% im Besitz der Fenshare Holding. Die Verbindung der Fenshare Holding zur Gree Group beschränkt sich auf Geschäftsbeziehungen. Die Behauptung, dass die Zentralregierung Chinas am Technopark Chongqing beteiligt sei, ist nicht korrekt. Richtig ist, dass sowohl der Technopark Chongqing als auch das Schwesterprojekt Sinoswiss Technopark (SSTP) unabhängig vom chinesischen Staat operieren.

SinoSwiss Technopark (Schweiz)

Die *Weltwoche* hält an ihrer Darstellung fest.

Taube aus Bratislava

Der slowakische Politiker Peter Pellegrini setzt sich für Frieden in der Ukraine ein. Darum wählten ihn seine Landsleute zum Präsidenten – zum Leidwesen Brüssels.

Daniel Kaiser

Peter Pellegrini, neuer slowakischer Präsident, ist nach herkömmlichen Masstäben ein Zentrist, sogar ein «Liberaler». Und trotzdem schießt man sich in Europa auf Bratislava ein. Vor allem Politiker in Deutschland haben sich hervorgetan. Es wird mit dem Stopp von EU-Geldern, sogar mit dem Ausschluss aus der EU gedroht. Norbert Röttgen (CDU) warnt davor, dass die Slowakei dem Beispiel von Ungarn folgen könnte. Und Anton Hofreiter (Grüne) erklärt: «Es ist wichtig, dass die slowakische Regierung ein deutliches Warnsignal aus Berlin und Brüssel erhält.» Sollten Ministerpräsident Robert Fico und Pellegrini «die Axt an den slowakischen Rechtsstaat setzen und der Korruption Tür und Tor öffnen, darf kein Geld mehr aus EU-Töpfen fließen».

Bis zum vorigen Jahr sah Pellegrini aus wie ein Hoffnungsträger des progressiven Lagers. Zu seinem politischen Ziehvater Robert Fico und zur eigenen sozialdemokratischen Partei ging er auf Distanz, hat die neue, «modernere» Sozialdemokratie gegründet, gab sich proeuropäisch. Eine progressive Regierung entstand aber nicht. Dies aus zwei Gründen.

Spezial-Staatsanwaltschaft auflösen

Erstens wurde Pellegrini irgendwann klar, dass sich im Lager der Progressiven für ihn kaum Entfaltungsmöglichkeiten ergeben. Die Partei Progressive Slowakei verfügt über ein informelles Netzwerk aus dem medialen Mainstream, Teilen der Polizei und der Spezial-Staatsanwaltschaft. Zudem benahm sich die Spezial-Staatsanwaltschaft, die in erster Linie Korruption verfolgen sollte, zunehmend wie eine politische Kraft und war konstant gegen Fico und seine realen oder vermutlichen Geschäftsfreunde im Einsatz. Fico, inzwischen Ministerpräsident, ist jetzt dabei, die Spezial-Staatsanwaltschaft aufzulösen. Laut Leuten, die ihn näher kennen, war Pellegrini bewusst, dass er neben einem solchen Machtkomplex bedeutungslos wäre. So entschied er sich, mit Fico eine linkskonservative Koalition



Keine Soldaten für Kiew: Zentrist Pellegrini.

zu bilden. Dies bedeutet, dass die LGBT-Agenda zurückgestuft wird. Und das wird Pellegrini, der selbst Homosexueller ist, nicht leicht vergeben.

Der zweite Grund, dass Pellegrini und die Progressiven sich nicht grün wurden, wiegt schwerer: der Krieg in der Ukraine. Ähnlich wie bei den Parlamentswahlen im September verspielten die linken Liberalen jede Möglich-

Am Ende war es ein Plebiszit über Krieg und Frieden, das Pellegrini den Sieg einbrachte.

keit, zu der Kriegspartei in Europa und Amerika auf Distanz zu gehen. Dies, obwohl die deutliche Mehrheit im Land die Ursache für die Spannungen in Osteuropa langfristig eher in der US-Außenpolitik begründet sieht. Fico

seinerseits hatte mit Friedensrhetorik bereits vor einem halben Jahr gepunktet. Und vor einem Monat sorgte er für Aufregung, als er kurz vor dem multilateralen Treffen zur Ukraine in Paris verriet, dass Präsident Emmanuel Macron für die Entsendung von Soldaten aus Nato-Ländern in die Ukraine votieren möchte. Dafür wurde Fico zuerst als Lügner und Panikmacher, zwei Tage später als Verräter beschimpft. Fest steht, dass Macron für die Präsidentenwahlen in der Slowakei ein brisantes Thema lieferte.

Belehrende Stimmen

Die erste Runde am 23. März gewann ein bis vor kurzem noch wenig bekannter Diplomat und Aussenminister, Ivan Korcok. Pellegrini ging mit ihm in die zweite Runde. Bei Korcok, der während seiner langen Karriere Diplomat bei der Nato, der EU und in den USA gewesen war, konnte man vermuten, er sei auf der Krieg befürwortenden Seite, also mit den EU- und US-Eliten gegen die öffentliche Meinung. Aber er umschiffte das Thema. Erst mit dem Sieg in der ersten Runde enthemmte sich Korcok und sprach weniger vorsichtig. Zum Nato-Beitritt der Ukraine verwies er auf «die politische Verpflichtung», also auf das Schluss-Communiqué vom Bukarest-Gipfel 2008.

Auch Pellegrini kam jetzt aus der Deckung. Es wurden Plakate aufgeklebt, auf denen er unter Anspielung auf Macron versprach, keinen slowakischen Soldaten in den Krieg zu schicken. Die zweite Wahlrunde lockte deutlich mehr Wähler an, mit 62 Prozent wurde die höchste Wahlbeteiligung seit 25 Jahren verzeichnet. Beide Kandidaten gewannen Stimmen hinzu, aber Pellegrini zweimal mehr. Am Ende war es ein Plebiszit über Krieg und Frieden. Noch in der Wahlnacht waren aus der EU belehrende Stimmen zu vernehmen. Brüssel und Berlin scheinen nicht bereit, dem kleinen Land zu vergeben, dass es eher pazifistisch tickt. Jeder allzu souveräne Schritt kann jetzt zur Folge haben, dass Premier Fico neben seinem Freund Viktor Orbán in Brüssel auf die Anklagebank gesetzt wird.

Zürcher Freisinn's dritter Streich

Nach Swissair-Grouding und Credit-Suisse-Untergang nun dies:
Der teure FDP-Filz sucht das Gesundheitswesen des grössten Kantons heim.
Kinderspital und Spital Wetzikon röcheln nach Steuergeld.

Christoph Mörgeli

Im Jahr 1868 gründete der Zürcher Arzt Conrad Cramer in Erinnerung an seine verstorbene Gattin die Eleonorenstiftung. Zweck der Stiftung war es, in Zürich ein Kinderspital zu begründen und zu betreiben. «Zu den Kernaufgaben der Eleonorenstiftung gehört es, ein wachsames Auge auf die Finanzen des Kinderspitals zu haben, die Jahresrechnung zu prüfen, über Budgets und grössere Anschaffungen sowie Investitionen zu entscheiden.» So verkünden es die Stiftungsmitglieder stolz.

Auftrag erfüllt? Tatsache ist, dass die private Trägerin des Zürcher Kinderspitals vom Kanton ein Darlehen von 100 Millionen Franken und dazu 70 Millionen Franken an Subventionen verlangt. Dabei haben die Steuerzahler schon 2013 und 2015 für ein Darlehen von insgesamt

Es kann nicht Aufgabe der Steuerzahler sein, die UBS mit Steuergeld schadlos zu halten.

150 Millionen geradestehen müssen. Gemäss Revisoren hat die Eleonorenstiftung ihr gesamtes Vermögen aufgebraucht. Verjuxt und verbubelt. Und damit auf dem freien Markt jede Kreditwürdigkeit für zusätzliches Fremdkapital verspielt. Im Klartext: Ohne neuerliche Finanzspritze aus öffentlichen Geldern wäre das Universitäts-Kinderspital Zürich pleite. Dabei lobt sich die Trägerschaft selber wie folgt: «Die Stiftungsmitglieder verfügen über jahrelange Fachexpertise und sind bestens vernetzt.»

Herzog & de Meuron mussten's sein

Der Regierungsrat genehmigte die Gesuche des «Kispi» zähneknirschend, denn es ist der einzige Anbieter hochspezialisierter pädiatrischer und kinderchirurgischer Behandlungen und Untersuchungen im Kanton Zürich. Die Kantonsregierung hat die Zahlungen von 100 Millionen und 35 Millionen Subventionen per 2024 allerdings an Auflagen gebunden: Eine unabhängige Untersuchung soll die Ursachen für das

Finanzdebakel, die Governance der Eleonorenstiftung sowie die Struktur des Kinderspitals untersuchen.

Wie konnte es trotz angeblich geballter Fachkompetenz und dichtestmöglicher Vernetzung in der feinen Gesellschaft beim Kinderspital so weit kommen? Repräsentanten des Zürcher Freisinn's haben in der Eleonorenstiftung geschaltet und gewaltet, wie wenn es sich um einen Erbhof dieser Partei handelte. Als Präsident der Stiftung amtiert seit langem der frühere Stadtrat und Finanzvorsteher Martin Vollenwyder. Sein Vizepräsident ist Parteikollege Thomas Vogel, ehemals FDP-Fraktionschef im Kantonsrat und FDP-Regierungsratskandidat.

Der Neubau des Kinderspitals in der Zürcher Lengg konnte nicht aufwendig genug sein. Unter den landesweit teuersten Architekten Herzog & de Meuron wollte es die Eleonorenstiftung nicht machen. Kein Wunder, liefen beim «Leuchtturmprojekt, das seiner Zeit weit voraus ist» –, so das Eigenlob – die Kosten völlig aus dem Ruder. Den Auftrag ans Architekten-Duo zur Planung eines neuen Kinderspitals hat der Regierungsrat bereits 2012 genehmigt, damals unter dem kantonalen Gesundheitsdirektor Thomas Heiniger (FDP).

Abgelehnt wurde vom Regierungsrat hingegen ein Darlehensgesuch von 180 Millionen Franken des Spitals Wetzikon. Dieses befindet sich vollumfänglich im Besitz von zwölf Zürcher



«Leuchtturmprojekt»: FDP-Mann Vollenwyder.

Oberländer Gemeinden und ist als Aktiengesellschaft organisiert. Als Verwaltungsratspräsident des Spitals Wetzikon amtiert Jörg Kündig, FDP-Gemeindepräsident von Gossau, Kantonsrat und Präsident des Verbands der Zürcher Gemeindepräsidenten.

Was nun, Regine Sauter?

Für etliches Raunen sorgte am Montag der FDP-Fraktionschef im Zürcher Kantonsrat, André Müller, der trotz dem Ruf nach Staatshilfe für mehr Markt im Gesundheitswesen plädierte. Vor allem aber stufte er die Regionalspitäler und damit auch jenes von Wetzikon sehr wohl als systemrelevant ein. Die Wortmeldung war insofern von Interesse, als Müller einen Direktorenposten bei der UBS bekleidet. Bei ebendieser UBS steht das Spital Wetzikon in der Kreide und muss bis Juni 170 Millionen Franken zurückzahlen. Der Regierungsrat verweigert das Ansuchen allerdings zu Recht, denn es kann nicht Aufgabe der Steuerzahler sein, die UBS mit Steuergeld schadlos zu halten. Dennoch will das Spital Wetzikon vor Verwaltungsgericht gegen den Regierungsrat rekurrieren.

Die Zürcher Gesundheitsdirektorin Natalie Rickli (SVP) äusserte sich in der NZZ irritiert, dass die beiden Spitäler sie erst vor wenigen Monaten über ihr finanzielles Desaster informiert hätten. Interessant wären momentan sachdienliche Lösungsvorschläge des Schweizer Spitaldachverbandes H+. Auch an der Spitze dieser Organisation wirkt für eine Jahresentschädigung von rund 50 000 Franken eine FDP-Exponentin, nämlich die Zürcher Nationalrätin Regine Sauter. Sie löste in diesem Amt unlängst ihre Parteikollegin Isabelle Moret ab. Dass die Steuerzahler des Kantons Zürich jetzt auch noch für den Parteienfilz beim «Kispi» und allenfalls beim Wetziker Spital bluten müssen, hat dem Freisinn gerade noch gefehlt. Einmal mehr wurde mit «Leuchtturmprojekten» renommiert, statt die Finanzen in Ordnung zu halten. Die Swissair und die Credit Suisse waren nicht genug – es müssen auch noch die Spitäler sein.

Perle Afrikas

Das kleine Botswana zeigt, was im rohstoffreichen Afrika möglich wäre, wenn das Geld nicht in den Taschen der Herrscher verschwindet.

Wolfgang Drechsler

Mokgweetsi Masisi hat geschafft, was schon lange keinem andern afrikanischen Staatschef in Europa mehr gelungen ist: Innert zweier Wochen ist der Präsident des Binnenstaates Botswana durch seine Offerte, 20 000 Elefanten nach Deutschland abzuschicken, zur medialen Berühmtheit geworden. Mit seinem ungewöhnlichen Angebot protestiert der 61-Jährige gegen Pläne der deutschen Umweltministerin Steffi Lemke (Die Grünen), den Import von Jagdtrophäen aus dem südlichen Afrika künftig stark zu beschränken oder sogar zu verbieten. Denn genau solch ein Verbot, so Masisi, würde seinem Land eine lukrative Einnahmequelle nehmen – und es für viele Landbewohner unattraktiv machen, sich vor den oft zerstörerischen Dickhäutern zu schützen.

Kaum zehn Kilometer Teerstrassen

Ganz so uneigennützig, wie es scheint, ist die Offerte jedoch nicht. Bereits vor fünf Jahren hatte Masisi mit seiner Forderung, Botswanas Elefanten wieder zum Abschuss durch Grosswildjäger freizugeben, daheim viel Zuspruch geerntet – und im Gefolge auch die Wahlen 2019 gewonnen. Viele Kleinbauern waren damals über die von den Dickhäutern angerichtete Zerstörung ganzer Landstriche ebenso empört wie über das von Masisis Vorgänger Ian Khama 2014 verhängte Abschussverbot. Die daraus resultierende Privatfehde zwischen Khama und seinem zunächst von ihm selbst gesalbten Nachfolger gilt inzwischen als Indiz dafür, dass die Dinge in Afrikas Vorzeigestaat politisch längst nicht mehr so stabil sind, wie viele lange Zeit glaubten.

Dennoch gilt Botswana mit einigem Recht als Beispiel dafür, was auf dem afrikanischen Kontinent möglich wäre, wenn die Ressourcen eines Landes für einmal dem Gemeinwohl zukommen und nicht in den Taschen der Machthaber verschwinden würden. Als die frühere britische Ko-



130 000 Dickhäuter: Staatschef Masisi.

lonie 1966 unter Ian Khamas Vater Seretse unabhängig wurde, gehörte Botswana noch zu den ärmsten Staaten der Welt. Es gab kaum zehn Kilometer Teerstrassen. Und nur knapp zwei Dutzend seiner Einwohner hatten einen akademischen Abschluss.

Doch dank der klugen Führung seines Gründervaters Seretse Khama wurde Botswana zur Erfolgsgeschichte: Es hält regelmässige Wahlen ab und hat sich auch nie in einen Bürgerkrieg verstrickt. Heute gehört der Steppenstaat im Süden Afrikas zusammen mit Mauritius zu den wenigen Vorzeigestaaten des wirtschaftlich weit zurückgefallenen Kontinents. Mit fast 19 000 Dollar pro Kopf ist sein Bruttoinlandsprodukt (BIP) inzwischen sogar höher als das des wirtschaftlich einst weit mächtigeren Nachbarn Südafrika.

Begründet liegt die spektakuläre Erfolgsgeschichte neben der geringen Bevölkerungszahl von nur 2,3 Millionen Menschen auch in Botswanas vergleichsweise grosser ethnischer Homogenität. Vor allem aber ist Botswana dem «Fluch der Ressourcen» entgangen. Die Abhängigkeit

von oft nur einem einzigen Rohstoff hat im mit Bodenschätzen gesegneten Afrika fast in jedem Staat nicht zu mehr Wohlstand, sondern zu mehr Korruption und Konflikten geführt. Nicht so im Fall von Botswana: Nach der Entdeckung von Diamanten nur ein Jahr nach seiner Unabhängigkeit 1966 entschloss sich seine erste Regierung, die Einkünfte mit dem dort bereits aktiven Diamantenriesen De Beers zu teilen – und das Geld aus dem Joint Venture namens Debswana in Bildung und Infrastruktur zu investieren.

«Charakter eines Diktators»?

Umso grösser war zuletzt die Sorge, Masisi würde seinem protektionistischen Instinkt folgen und das für alle so vorteilhafte Arrangement kündigen. Doch nicht nur die Wirtschaft ist in Botswana zuletzt unter Druck

geraten: Immer öfter klagen auch Journalisten über Einschüchterung und Zensur. Masisis einstiger Förderer Ian Khama hat seinen Nachfolger zuletzt sogar offen bezichtigt, «den Charakter eines Diktators» zu haben.

Schon wegen all dieses Aufruhrs kommt Masisi die plötzliche Aufmerksamkeit für die Elefanten-Offerte nicht ungelegen. Allerdings wehrt er

Botswanas Bruttoinlandsprodukt ist höher als das des wirtschaftlich einst viel mächtigeren Südafrika.

sich vehement gegen den Vorwurf, das Angebot nicht ernst zu meinen – und verweist auf die 8000 Elefanten, die sein Land bereits Angola geschenkt habe. Theoretisch scheint ein Transport nach Übersee in der Tat nicht unmöglich: Nach Recherchen der *Bild* könnte allein das derzeit grösste Containerschiff der Welt bis zu 70 000 Elefanten fassen – mehr als die Hälfte der 130 000 Dickhäuter, die dieser Tage über die Savannen von Botswana streifen.



Expansion und Konfrontation: US-Präsident Truman unterzeichnet den Nato-Vertrag, 24. August 1949.

Die drei grossen Mythen der Nato

Das selbsternannte Verteidigungsbündnis sieht sich als Hüterin von Recht und Demokratie. In Wirklichkeit zieht es eine Blutspur der Verwüstung durch die Welt.

Sevim Dagdelen

Die Nato begeht dieses Jahr ihren 75. Geburtstag und scheint auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Mehr als jemals zuvor setzt die Nordatlantik-Vertragsorganisation auf Expansion. In der Ukraine führt die Nato einen Stellvertreterkrieg gegen Russland in Reaktion auf dessen völkerrechtswidrigen Angriffskrieg: Der Militärpakt beteiligt sich mit der Ausbildung ukrainischer Soldaten an Nato-Waffen, mit massiven Waffenlieferungen, Geheimdienstinformationen und der Bereitstellung von Zieldaten sowie eigenen Soldaten vor Ort. Diskutiert wird über die Lieferung von Marschflugkörpern, wie die deutschen vom Typ Taurus, an die Ukraine, die mit einer Reichweite von 500 Kilometern Moskau oder Sankt Petersburg erreichen können, wie

auch über die Entsendung eigener Nato-Truppen in grossem Massstab. Die Zeichen stehen auf Sturm. In Asien weitet die Nato ihre Präsenz aus: Durch die Einbindung neuer Partnerstaaten wie Japan und Südkorea rückt sie in die Indopazifik-Region vor und sucht die Konfrontation mit China. Die Militärausgaben der USA und der anderen Nato-Mitgliedsstaaten schiessen in Rekordhöhen. Während bei den Waffenlieferanten die Champagnerkorken knallen, werden die gigantischen Kosten für die Aufrüstung auf die Bevölkerung abgewälzt. Überdehnung, soziale Verwerfungen und Eskalationsgefahr sind die Kehrseite dieser expansiven Machtpolitik. Sie fordern das Bündnis in nie dagewesener Form heraus. Umso mehr ist die Nato heute auf Legenden angewiesen. Drei

grosse Mythen ziehen sich von der Gründung des Militärpakts durch dessen blutige Geschichte bis in die Gegenwart.

Mythos Verteidigung und Völkerrecht — Die Nato ist ein Verteidigungsbündnis. So lautet die ewig wiederholte Erzählung. Doch ein Blick in die Geschichte des Militärpakts zeigt: Weder stand bei der Gründung der Nato die gegenseitige Verteidigung im Vordergrund, noch kann bei dem Auftreten der Nato in den vergangenen Jahrzehnten von einer defensiven Ausrichtung die Rede sein. Als Beleg für den Charakter der Nato als Verteidigungsbündnis wird gerne Artikel 5 des Nordatlantikvertrags angeführt. In ihrem Gründungsabkommen vereinbaren die zwölf Vertragsstaaten – USA und Kanada sowie

die europäischen Staaten Belgien, Dänemark, Frankreich, Grossbritannien, Island, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen und Portugal – im Jahr 1949, dass «ein bewaffneter Angriff gegen eine [Partei] oder mehrere von ihnen in Europa oder Nordamerika als ein Angriff auf

Die übrigen Nato-Mitglieder sinken innerhalb des Militärpakts zu Klientelstaaten der USA herab.

sie alle angesehen werden wird». Die Nato-Mitglieder verpflichten sich, einander Beistand zu leisten, um sich gemeinsam gegen einen solchen Angriff zur Wehr zu setzen.

Als explizites Vorbild diente hier der Interamerikanische Vertrag über gegenseitigen Beistand. Dieser Beistandspakt wurde 1947 auf Initiative Washingtons im brasilianischen Rio de Janeiro von den amerikanischen Mitgliedsstaaten geschlossen und trat ein Jahr später in Kraft. Im Angesicht des Kalten Krieges wollten die USA mit diesem Vertrag, in dessen Folge noch im selben Jahr die Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) gegründet wurde, ihre Dominanz auf dem amerikanischen Kontinent sicherstellen. Das war im Sinne einer aktualisierten Monroe-Doktrin, mit der die USA 1823 die westliche Hemisphäre zu ihrer exklusiven Einflusszone erklärt hatten.

In dieser Tradition steht auch die Nato. Wie beim Interamerikanischen Vertrag sind die Unterzeichnerstaaten des Nordatlantikpakts macht- und militärpolitisch völlig ungleichgewichtig. Um Beistand durch andere Bündnispartner im Verteidigungsfall geht es den USA bei Gründung der Nato daher offenkundig nicht. Vielmehr strebt Washington danach, eine «Pax Americana» zu schaffen, ein exklusives Einflussgebiet, das den USA als unbestrittener Führungsmacht Kontrolle über die Aussen- und Sicherheitspolitik der anderen Bündnispartner verschafft. Die Grundlage der Nato ist ein Tausch. Die übrigen Nato-Mitglieder verzichten auf Teile ihrer demokratischen Souveränität und werden dafür mit der Nato-Sicherheitsgarantie belohnt, die de facto eine Sicherheitsgarantie der USA ist.

Die übrigen Nato-Mitglieder sinken innerhalb des Militärpakts zu Klientelstaaten herab wie jene, die einst im Osten des Römischen Reiches als militärische Pufferzone dem Machterhalt des römischen Imperiums dienten. Eine innenpolitische Veränderung, welche die aussenpolitische Orientierung hätte in Frage stellen können, war diesen Klientelstaaten bei Strafe des eigenen Untergangs verboten. Um solche Entwicklungen zu verhindern, setzte die Nato zur Zeit des Kalten Krieges mit ihren «Stay behind»-Gruppen auf eigene Putschorganisationen. Sie verhinderten auch mit terroristischen Mitteln aktiv einen Machtgewinn

von politischen Kräften, die die Nato-Mitgliedschaft in Frage stellten.

Das Ende der Systemauseinandersetzung mit der Sowjetunion verändert den primären Zweck der Nato, eine Pax Americana zu schaffen, einschneidend. Seit Ende des Kalten Krieges sieht sich die Nato zunehmend in der Rolle des Weltpolizisten. Mit dem Überfall auf die Bundesrepublik Jugoslawien, die zu diesem Zeitpunkt noch aus Serbien und Montenegro bestand, führte der Militärpakt 1999 seinen ersten Krieg. Ein klarer Bruch des Völkerrechts, wie der damalige deutsche Bundeskanzler Gerhard Schröder fünfzehn Jahre später selbst einräumt: «Da haben wir unsere Flugzeuge [...] nach Serbien geschickt, und die haben zusammen mit der Nato einen souveränen Staat gebombt – ohne dass es einen Sicherheitsratsbeschluss gegeben hätte.» Nach dieser Ursünde entwickelt sich die Nato zu einem Kriegsführungspakt, der bereit ist, das Völkerrecht zu brechen. Ein klarer Widerspruch zur eigenen Charta, in der sich die Nato-Staaten gemäss Artikel 1 dazu verpflichten, «sich in ihren internationalen Beziehungen jeder Gewaltandrohung und Gewaltanwendung zu enthalten, die mit den Zielen der Vereinten Nationen nicht vereinbar sind». Die Verteidigung des Bündnisgebiets wird nunmehr lediglich ein Teil des Anspruchs, als weltweite Ordnungsmacht aufzutreten.

2003 überfallen die Nato-Mitglieder USA und Grossbritannien mit einem völkerrechtswidrigen Angriffskrieg den Irak. Sie stellen dafür eigens eine «Koalition der Willigen» zusammen, der auch zahlreiche weitere Nato-Mitglieder wie Italien, Polen, die Niederlande, Dänemark, Tschechien, Ungarn, Portugal und die Slowakei angehören, sowie die späteren Nato-Mitglieder Rumänien, Bulgarien, Lettland und Litauen. Washington und seine Helfershelfer verstossen damit eklatant gegen das Völkerrecht und die beteiligten Nato-Staaten gegen die grundlegenden Massgaben der



Aufklärung: Autorin Dagdelen.

eigenen Charta. Begleitet wird der Irakkrieg zudem vom Nato-Awacs-Einsatz in der Türkei, der als Kriegsunterstützung gedeutet werden kann. Auch wenn der Krieg gegen den Irak kein Nato-Krieg ist, gibt es schwerwiegende Argumente, den Überfall dem Militärpakt zuzurechnen. Nato-Mitglieder wie Deutschland verweigerten den USA nicht die Nutzung der Militärbasen als Teil der Nato-Struktur in Europa und versagten ihnen auch nicht die Überflugrechte für die US-Streitkräfte, obwohl sich aus der Bindung der Bundesregierung an die Regeln des Völkerrechts gemäss Artikel 20 Absatz 3 und Artikel 25 Grundgesetz das Verbot ergibt, an Handlungen nichtdeutscher Hoheitsträger auf deutschem Boden mitzuwirken, wenn diese gegen das Völkerrecht verstossen.

Der völkerrechtswidrige Angriffskrieg gegen den Irak von einem Teil der Nato-Mitglieder wurde nicht einmal im Nato-Rat thematisiert, wie auch nicht der Rückgriff auf Nato-Infrastruktur. Auswirkungen auf die Nato-Mitgliedschaft der USA oder Grossbritanniens hatte deren Verstoss gegen den Nordatlantikvertrag keine. Das war absehbar. Die Kriegspolitik des wichtigsten Mitglieds der Allianz muss daher dem Militärpakt Nato insgesamt

In Afghanistan werden Tausende Ortskräfte im Stich gelassen – von Bündnissolidarität nichts zu sehen.

zugerechnet werden, nimmt man das Selbstverständnis der Nato ernst. Die USA stehen mit ihren völkerrechtswidrigen Kriegen als Pars pro Toto, als Teil für das Ganze. In Afghanistan führt die Nato zwanzig Jahre lang einen desaströsen Krieg, der über 200 000 Zivilisten das Leben kostet. Zum ersten und bisher einzigen Mal beruft sich das Bündnis bei diesem Militäreinsatz nach den Anschlägen vom 11. September 2001 auf Artikel 5 des Nato-Vertrages. Der internationalen Öffentlichkeit soll weisgemacht werden, Freiheit und Sicherheit des Westens würden am Hindukusch verteidigt. Zwanzig Jahre später, im August 2021, ziehen die Taliban wieder in Kabul ein. Der Militäreinsatz erweist sich als eine einzige Katastrophe. Der Versuch der USA, militärisch einen Fuss in Zentralasien zu haben, um China und Russland geopolitisch herausfordern zu können, ist gescheitert. Hals über Kopf verlassen die USA das Land. Washington informiert nicht einmal die Verbündeten. Tausende Ortskräfte der Nato werden im Stich gelassen. Von Bündnissolidarität ist nichts zu sehen. Um an Informationen zu kommen, wird im deutschen Auslandsgeheimdienst sogar verzweifelt erwogen, die Amerikaner abzuhören.

Die Blutspur der Nato führt neben Belgrad, Bagdad und Kabul auch nach Libyen. 2011 zerbombt die Nato das Land unter Bruch des Völkerrechts und Missbrauch einer Resolu-

Die Nato zieht ins Genfer Haus des Friedens

Das westliche Militärbündnis schreitet weiter auf leisen Sohlen voran in Richtung Schweiz. Fest steht nun: Die Nato wird ein Verbindungsbüro in der Genfer Maison de la paix errichten, wie die linke *Wochenzeitung (Woz)* unlängst über eine Anfrage via Öffentlichkeitsgesetz erfuhr.

Der Bundesrat stimmte dem Vorhaben am 22. November 2023 zu. Starkgemacht haben für das Büro soll sich offenbar Ignazio Cassis (FDP). Das Aussendepartement (EDA) hat den entsprechenden Antrag gestellt. Am 14. Dezember 2023 habe die Nato ihre «finale Zustimmung» gegeben.

Das Verbindungsbüro wird sich im modernen Gebäudekomplex befinden, in dem das Zentrum für humanitäre Minenräumung (GICHD), das Zentrum für die demokratische Kontrolle der Streitkräfte (DCAF) und das Zentrum für Sicherheitspolitik (GCSP) beherbergt sind.

Engere Kooperation

Entstanden sind diese in den neunziger Jahren im Rahmen der Schweizer Nato-Zusammenarbeit «Partnerschaft für den Frieden». Ein Austausch mit der Nato hat in den Genfer Zentren zwar immer stattgefunden. Dass das Militärbündnis sich jetzt aber auch noch in der Maison de la paix einnistet, sorgt für Spott.

Aus Diplomatenkreisen innerhalb des EDA, die gegenüber der *Weltwoche* jedoch anonym bleiben möchten, sind kritische Stimmen zu vernehmen. Mit dem Verbindungsbüro, so die Stossrichtung, werde sowohl die Maison de la paix wie auch die offizielle Schweiz diskreditiert.

Grosse Teile der Welt sähen die Nato als ein aggressives Kriegs Bündnis, ein Instrument der US-Aussenpolitik. Die Schweiz mutiere mehr und mehr zu einem bedeutungslosen Lakaien der USA und der EU.

Anders sieht das Thomas Greminger. Der Leiter des GCSP betrachtet die Angelegenheit nicht als weitere Annäherung an das westliche Militärbündnis: «Die Nato wird bloss ein kleines Büro errichten. Die Anzahl Mitarbeiter kann man an einer Hand abzählen», erklärt er gegenüber der *Weltwoche*. Das Ganze dürfe nicht falsch verstanden werden.

Greminger weiter: «Das Liaison-Office der Nato ist nicht bilateraler Natur, das heisst nicht gegenüber der Schweiz,



Partnerschaft für Krieg: Viola Amherd.

sondern es stellt das Verbindungsbüro gegenüber dem multilateralen Hub Genf dar (ähnlich wie in Wien).»

Der Leiter des GCSP sieht auch Vorteile: «Das Verbindungsbüro hilft uns, regelmässig im Austausch mit der Nato zu bleiben.» Das westliche Militärbündnis habe bereits seit längerer Zeit mit dem Gedanken gespielt, ein Büro in Genf einzurichten. Greminger hat dem Nato-Vorhaben letztes Jahr grünes Licht erteilt.

Anders als die Nato hat die Organisation des Vertrags über kollektive Sicherheit (OVKS), gewissermassen das russische Pendant zur westlichen Militärallianz, kein Büro in der Schweiz. Dabei dürfte es auch bleiben.

Die Schweizer Sicherheits- und Aussenpolitik ist spätestens seit 2022 eindeutig auf eine noch engere Kooperation mit der Nato ausgerichtet. Diese gelte es zu intensivieren, hiess es bereits im «Zusatzbericht zum sicherheitspolitischen Bericht 2021 über die Folgen des Krieges in der Ukraine».

Wie weit diese Kooperation laut Wehrministerin Viola Amherd und Co. gehen soll, weiss man inzwischen. Selbst vor gemeinsamen Übungen, in denen der Bündnisfall geprobt werden könnte, macht man nicht mehr halt. Allerhöchste Zeit, hier Gegensteuer zu geben.

Rafael Lutz

tion des Uno-Sicherheitsrats. Tausende werden getötet. Hunderttausende müssen fliehen. Eine Delegation der Afrikanischen Union, die im Konflikt vermitteln will, wird sogar an der Landung gehindert. Zurück bleibt ein zerstörtes Land, in dem in Teilen islamistische Milizen herrschen. Die gesamte Sahelregion wird in der Folge von al-Qaida und dem Islamischen Staat (IS) destabilisiert. Diese von der Nato angerichtete Katastrophe müssen sich die einzelnen Mitglieder zurechnen lassen. *Totum pro parte*, das Ganze steht hier für den Teil. Das gilt auch für die Mitgliedsstaaten, die sich nicht direkt an den Angriffen beteiligten.

Mythos Demokratie und Rechtsstaatlichkeit

— Die Nato-Mitglieder sind entschlossen, «die Freiheit, das gemeinsame Erbe und die Zivilisation ihrer Völker, die auf den Grundsätzen der Demokratie, der Freiheit der Person und der Herrschaft des Rechts beruhen, zu gewährleisten», so lautet die Legitimationslegende der Gründungscharta. Das aber ist bereits im Jahr 1949 eine glatte Lüge. Nicht nur in Lateinamerika paktieren die USA von Anfang an mit Diktaturen und faschistischen Regimes, auch bei den Nato-Verbündeten in Europa sind nicht nur Demokratien mit an Bord. Entscheidend ist allein die Bereitschaft, sich in eine Front gegen die Sowjetunion einzureihen. Mit dem faschistischen Diktator Spaniens, Francisco Franco, schliessen die USA bilaterale Sicherheitsabkommen, bei der Nato ist die faschistische Diktatur Portugal Gründungsmitglied. Während die Geheim-

Wer es wie Assange wagt, diese Kriegsverbrechen öffentlich zu machen, wird gefoltert.

polizei des Diktators António de Oliveira Salazar Oppositionelle zu Tode foltert und in den portugiesischen Kolonien Konzentrationslager einrichtet, reihen die USA Portugal in die Gemeinschaft der Demokraten ein.

Oder nehmen wir die Türkei. Tausende politische Gefangene werden nach dem Militärputsch von 1980 gefoltert. Die Zeitung *Cumhuriyet* spricht anlässlich des zehnten Jahrestages am 12. September 1990 von 650 000 politischen Festnahmen, 7000 beantragten, 571 verhängten und 50 vollstreckten Todesstrafen und dem nachgewiesenen Tod durch Folter in 171 Fällen. Die Türkei bleibt in der Nato. Auch nach dem Militärputsch erhält sie umfangreiche Militärhilfen der USA und ihrer Verbündeten. Einer Mitgliedschaft ist die Herrschaft der Generäle nicht abträglich. Ebenso in Griechenland. Der Militärputsch von 1967, Konzentrationslager und Morde an Oppositionellen, die Verhaftung Tausender oder die Vertreibung ins Exil – alles kein Grund, die Mitgliedschaft zu beenden. Selbst die Invasion des Nato-Mitglieds

Türkei in Zypern 1974 infolge des Putsches der griechischen Obristen ist offenbar konform mit dem demokratischen Gründungskonsens des Militärbündnisses.

Nun könnte man das abtun und auf die *Tempi passati*, die vergangenen Zeiten, verweisen. Aber auch im Jahr 2024 steht die Unterstützung islamistischen Terrors durch die Autokratie Erdogans nicht im Widerspruch zu einer Nato-Mitgliedschaft. Es geht bei der Nato nun einmal nicht um Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, sondern allein um geopolitische Gefolgschaft gegenüber den USA. Wie bei einem auf Lügen gebauten Reich lebt die Nato von dieser Mär. In Schulen und Universitäten sind diese Lügen Teil des Bildungsprogramms zur Nato.

Mythos Wertegemeinschaft und Menschenrechte — «Unsere gemeinsamen Werte – individuelle Freiheit, Menschenrechte, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit – verbinden uns.» So stellt sich die Nato in ihrem strategischen Konzept 2022 als Wertegemeinschaft dar. Durch die Kriege der USA und ihrer Verbündeten seien allein in den vergangenen zwanzig Jahren viereinhalb Millionen Menschen gestorben, bilanziert hingegen die renommierte Brown University in Rhode Island, USA.

Mit dem mannigfach kolportierten Selbstbild der Nato ist dies nicht zu vereinbaren. Die Nato ist keine Gemeinschaft, die Menschenrechte schützt. Im Gegenteil: Die Nato ist der Schutzschirm für die Menschenrechtsverletzungen ihrer Mitglieder. Und zwar keineswegs nur mit Blick auf die Verletzung sozialer Menschenrechte unter der Diktatur massiver Aufrüstung. Vielmehr verfolgt die Nato eine Politik der Straflosigkeit gegenüber Kriegsverbrechen ihrer Mitgliedsstaaten. Wer es wie der australische Journalist Julian Assange wagt, diese Kriegsverbrechen öffentlich zu machen, der wird gefoltert und mit 175 Jahren Haft in den USA bedroht. Ernsthafte Interventionen anderer Nato-Regierungen für die Freilassung von Assange gibt es keine. In eilfertiger Komplizenschaft wird auf Kritik am Hegemon USA verzichtet.

Die von Assange im Jahr 2010 veröffentlichte Dokumentensammlung «Afghan War Diary» belegt die Existenz einer geheimen US-Truppe, «Task Force 373» genannt, die der rechtsfreien Tötung mutmasslicher Taliban-Anführer dient.



Die 300 Mann starke Eliteeinheit war auch in dem von der Bundeswehr kontrollierten Gebiet in Afghanistan stationiert. Sie stand unter direktem Befehl der US-Regierung und setzte laut den von der Enthüllungsplattform Wikileaks publizierten Berichten auch international geächtete Streubomben ein, die wahllos töten und zerstören.

Am 11. Januar 2002 errichten die USA auf dem widerrechtlich besetzten Marinestützpunkt Guantánamo Bay auf Kuba ein Gefangenenlager. Amnesty International schreibt dazu: «Viele der rund 780 Menschen, die seitdem dort gezielt ausserhalb jeder gerichtlichen Kontrolle



inhaftiert gewesen sind, haben vor oder während ihrer Haft schwerste Menschenrechtsverletzungen erlitten – darunter Folter und Verschwindenlassen. Bis heute werden in Guantánamo Folterüberlebende ohne angemessene medizinische Versorgung, ohne Anklage und faire Gerichtsverfahren auf unbestimmte Zeit festgehalten.»

Menschenrechte haben für die Nato einen sehr niedrigen Stellenwert. Das zeigt sich auch an der Wahl der Allianzen der Nato-Mitglieder. So rüsten etwa die USA, Grossbritannien und Deutschland die Diktatur in Saudi-Arabien auf, die reihenweise Oppositionelle köpfen lässt und deren Kronprinz Mohammed bin Salman wohl persönlich den Befehl gab, den *Washington Post*-Journalisten Jamal Khashoggi im saudi-arabischen Generalkonsulat von Istanbul zu zersägen.

Rhetorisch bleibt die Nato antithetisch an ihre Praxis gebunden. So heisst es im strategischen Konzept der Nato von 2022: «Wir werden unsere Geschlossenheit, unseren Zusammenhalt und unsere Solidarität stärken, indem wir auf dem

fortwährenden transatlantischen Bund zwischen unseren Nationen und der Stärke unserer gemeinsamen demokratischen Werte aufbauen.» Angesichts der engen Bündnisse mit Diktatoren, Autokraten und Völkerrechtsverletzern wirkt diese Selbstversicherung wie ein schlechter Witz. Begleitet wird diese Heuchelei von doppelten Standards: In ihrem strategischen Konzept vom 20. Juni 2022 wirft die Nato Russland vor, in der Ukraine «wiederholte Verstösse gegen das humanitäre Völkerrecht» zu begehen. Während die Nato dies als zusätzliche Begründung für ihren Stellvertreterkrieg gegen Russland heranzieht, stärkt sie Israel bei seinen offensichtlichen Verstössen gegen das humanitäre Völkerrecht in Gaza den Rücken und sichert dem Land volle Solidarität zu. Die USA verhindern bis Ende März mit ihrem Veto im Uno-Sicherheitsrat jede Resolution für einen sofortigen Waffenstillstand. Ohne die Waffenlieferungen aus den Nato-Staaten USA, Deutschland und Grossbritannien wäre dieser Krieg so nicht führbar.

Im globalen Süden wird diese Doppelmoral des Westens immer stärker kritisiert. Die Menschenrechtsrhetorik von Nato-Staaten gilt dort als rein instrumentell, um eigene geopolitische Interessen zu verbergen oder durchzusetzen. Die Nato erscheint als Wächterorganisation einer zutiefst ungerechten Weltordnung mit neokolonialen Tendenzen. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, dass Nato-Mitglieder beim Wirtschaftskrieg gegen Russland mit sogenannten Sekundär-sanktionen Drittstaaten wie China, der Türkei oder den Vereinigten Arabischen Emiraten unter Verletzung von deren Souveränität die eigene Politik aufzuzwingen versuchen. Die Mythen der Nato verklären den Blick auf die Wirklichkeit. Um Auswege aus der gegenwärtigen Krise zu finden, bedarf es ihrer Enthüllung. Heute, 75 Jahre nach seiner Gründung, treibt der Militärpakt mit seiner globalen Expansion und seinen Konfrontationen die Welt näher an den Rand eines dritten Weltkrieges als jemals zuvor. Die kritische Auseinandersetzung mit dem aktuellen Vorgehen des Bündnisses wie auch mit seinen Verbrechen in der Vergangenheit soll die Voraussetzung dafür schaffen, über Alternativen nachzudenken. Alternativen zu einer Nato, die allein auf Abschreckung, Aufrüstung und Konfrontation setzt – und damit das friedliche Zusammenleben der Menschheit existenziell gefährdet.



Sevim Dagdelen ist aussenpolitische Sprecherin der Gruppe Bündnis Sahra Wagenknecht im Deutschen Bundestag.

Der vorliegende Text ist ein Auszug ihres neuen Buchs «Die Nato. Eine Abrechnung mit dem Wertebündnis». Westend, 128 Seiten, Fr. 25.90

Vincent Gross, Sänger

Der junge Schweizer Schlagerstar findet, dass Angeln auch ohne Fische guttut.

Er verrät, welchen Rat er von Peter Maffay erhalten hat, und träumt von einem sprechenden Elch.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Vincent Gross: Künstliche Intelligenz und soziale Medien fördern und feiern die Perfektion. Viele junge Menschen fühlen sich dabei alleingelassen und haben Angst, diesen Herausforderungen nicht mehr zu genügen.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Gross: Dass das Angeln, auch ohne Fische zu fangen, unglaublich guttut.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Gross: Viel weniger, als ich eigentlich wert wäre.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Gross: Ehrlichkeit.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Gross: Vor französischen Schlössern und davor, einen Auftritt zu verpassen. Die Verkehrssituationen sind zurzeit sehr herausfordernd.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Gross: Beim Spazieren an der Nordsee hat mich eine Möwe getroffen. «Möwengold» (Titel meines zweiten Albums) bringt bekanntlich Glück.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Gross: Persönlichkeiten, die offen und parteilos sind und denen das Wohl der Allgemeinheit wichtiger ist als ein kostenloses Ski-Abonnement.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Gross: Als Sohn zweier Theologen liegt das auf der Hand: Ja.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Gross: Für mich zählt die Sache, das Gleichgewicht und nicht eine Partei.

Weltwoche: Wann hatten Sie das letzte Mal Sex?

Gross: Gerade eben, ich habe kurz unterbrochen.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Gross: «Ich glaub', es geht schon wieder los» von Roland Kaiser.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Gross: Von einem sprechenden Elch, der mich durch den Basler Tierpark verfolgt.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Gross: Meine schneeweiße Haut. Wobei sie mittlerweile mein Markenzeichen ist. Eine



«Möwen bringen Glück»: Musiker Gross, 27.

Plattenfirma hat mir mal empfohlen, ins Solarium zu gehen. Ich habe mich von der Plattenfirma getrennt.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Gross: Mit Taylor Swift – falls sie nicht kann, ginge es mir auch im November.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Gross: Ich habe ein eigenes Kartell mit Freunden. Unser Drogenlabor ist unscheinbar in einer

ehemaligen Bäckerei versteckt. Es ist die Braubude Basel. Dort brauen wir jährlich Tausende Liter Bier. Vom Gurken-Lagerbier bis hin zum Imperial IPA.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Gross: Mit meinem eigenen Avatar.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Gross: «Die Karriere ist kein Sprint, sondern ein Marathon», das legte mir Peter Maffay ans Herz.

Weltwoche: Welchen Rat würden Sie dem fünfzehnjährigen Vincent geben?

Gross: Die Rolltreppe, die herunterfährt, hochzulaufen.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Gross: Kommt drauf an, auf welche Seite der Sprung geht.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Gross: Weil ich Tiere lieber mag als die Vegan-Missionare.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Gross: Das hängt von unseren Nachkommen ab. Edelsteine, Erde oder Feinstaub? Bitte nie ins Bücherregal mit mir.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Gross: Musik und Entertainment sind Pflicht. Unterhaltung tut der Seele gut, inspiriert und macht glücklich.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Gross: Noch besser verhandeln zu können.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt? Meine Eltern, mein Taekwondo-Trainer und meine Managerin.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Gross: Wenn mich das Publikum anstrahlt.

Vincent Gross ist derzeit in der fünften Staffel von «Sing meinen Song – Das Schweizer Tauschkonzert» jeweils am Mittwoch um 20.15 Uhr auf 3+ zu sehen.

Kinderfrei glücklich

Ist es normal, wenn man keine Kinder haben möchte? Nicht ganz, aber es muss kein Problem sein.



Das Fehlen von Kindern ist bei Erwachsenen ein Warnzeichen. Mit Leuten, die keine Kinder haben möchten, stimmt etwas nicht, sie sind nicht vertrauenswürdig. Eigener Nachwuchs ist Zeichen eines erfolgreichen Lebens.» Das las ich neulich auf einer Social-Media-Plattform. Diskussionen über Menschen, insbesondere Frauen, die bewusst kinderfrei bleiben, ereignen sich derzeit häufiger als auch schon. Möglicherweise im Kontext eines Wiedererstarkens konservativer Werte.

Die Vorstellung, dass kinderfreie Menschen weniger vertrauenswürdig seien oder dass die Fähigkeit, Nachkommen zu zeugen, automatisch ein Zeichen von Weisheit und Erfolg sei, ist natürlich Humbug. «Tamara, du wirst deine Einstellung schon noch ändern, wenn du erst den richtigen Mann triffst», haben mir früher Freundinnen gutmütig gesagt, «jede Frau möchte doch Kinder.» Obwohl ich den richtigen Mann getroffen habe, habe ich dennoch nie den Wunsch nach Nachwuchs verspürt. Tatsächlich gibt es Frauen, die sich einfach nicht als «Muttertyp» sehen oder die ihr Leben nach ihren eigenen Bedürfnissen und Wünschen gestalten möchten. Die einen Lebensstil anstreben, der mehr Freiheit bietet. Vergleichen Sie es mit einer Fahrt im Cabrio entlang der Route 66, mit der Sonne im Rücken und dem Wind im Haar. Ist das egoistisch? Vielleicht. Und jetzt?

Früher war Elternschaft eine Selbstverständlichkeit, heute entscheiden sich immer mehr Frauen bewusst gegen Kinder. Laut einer Studie der Hochschule in Gera bleibt

in Deutschland etwa jede fünfte Frau kinderlos. Dies sei nicht primär auf äussere Rahmenbedingungen zurückzuführen, sondern vielmehr auf individuelle Überzeugungen; als häufigster Grund wird das Bedürfnis nach mehr Freizeit genannt. Ich halte es für sehr vernünftig, lieber keine Armada von Kindern in die Welt zu setzen, wenn man keine Zeit und Lust auf die entsprechende Verantwortung hat, anstatt sich dafür zu entscheiden, einfach «weil man halt Kinder kriegt».

Auch wenn es heutzutage mehr Frauen gibt, die kinderfrei bleiben wollen, möchte die überwältigende Mehrheit dennoch Nachwuchs haben. Und nach wie vor ist die Annahme,

Tanz jemand aus der Reihe, kann das auch bei einem selbst Unbehagen auslösen.

dass etwas nicht ganz stimmt bei Ersteren, weit verbreitet. Mamasein ist doch das ultimative Schicksal einer Frau! Kinder zu haben, wird oft als die «normale» Lebensweise angesehen. Fehlt dieser Wunsch, werden wir als irgendwie abnormal betrachtet.

Und ich verstehe, dass man es so sehen mag. Wenn die grosse Mehrheit sich nach Fortpflanzung sehnt, dann können die anderen durchaus als Abweichung von der Norm betrachtet werden. Biologisch gesehen, folgen wir durch Elternschaft unserem Instinkt. Aber die Entscheidung gegen Kinder muss kein Problem darstellen – auch wenn es unbestreitbar von Vorteil ist, dass die Mehrheit sich dem

Fortpflanzungstrieb anschliesst, andernfalls wäre unsere Spezies längst ausgestorben.

Sich freiwillig gegen Nachwuchs zu entscheiden, bedeutet, sich gegen den Strom zu stellen, und natürlich kann das bei Mitmenschen auf Widerstand stossen. Für viele fühlt es sich wie eine Provokation an, sie sind irritiert. Es ist ähnlich, wie in einen Lift voller Menschen zu steigen und in die falsche Richtung zu schauen; man macht dabei nichts Falsches, aber es irritiert die anderen Passagiere. Menschen fühlen sich wohler, wenn alle das Gleiche tun. Tanzt jemand aus der Reihe, kann das auch bei einem selbst Unbehagen auslösen; man beginnt vielleicht, seine eigenen Entscheidungen zu hinterfragen, und zweifelt an ihrer Richtigkeit. Als soziale Wesen orientieren wir uns stark an unseren Mitmenschen – wenn wir das Gleiche tun wie alle anderen, müssen wir unsere Entscheide nicht in Frage stellen. Wir können nicht falschliegen. Und um sicherzustellen, dass uns die Abweichler nicht verunsichern, stecken wir sie einfach in die Schublade der Unvertrauenswürdigsten, bei denen etwas nicht stimmt – auch wenn die Kinderfrage wenig über das Individuum selbst aussagt. Das ist ein klassisches menschliches Verhalten.

Studien zeigen übrigens keine Unterschiede in der Lebenszufriedenheit zwischen kinderfreien Personen und solchen mit Nachwuchs. Also, jeder so, wie er möchte – denn letztendlich geht es darum, ein erfülltes Leben zu führen.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Positives Indien-Bild

Nr. 12 – «Gandhis keuscher Erbe»
Francis Pike über Premierminister Modi

Selten habe ich einen so positiven Artikel über Indien gelesen. Seit vielen Jahrzehnten lese und höre ich immer wieder, besonders von Menschen, die noch nie in Indien gewesen sind, wie fürchterlich arm und unterentwickelt das Land sei. Herzlichen Dank für die Übersetzung und Veröffentlichung.

Shreedevi C. Parmar, Köln (D)

Beitrag zur Eskalation

Nr. 12 – «Putins Legende»
Christoph Heusgen über Russlands Präsidenten

Die Zeilen des Vorsitzenden der Münchner Sicherheitskonferenz geben ausschliesslich das Narrativ der Nato wieder, und das deckt sich vollinhaltlich mit der Berichterstattung der deutschen Medien. Keine Selbstkritik, keine Einschränkung am Vorgehen der Nato, selbstgerechte Schuldzuweisungen für den Krieg in der Ukraine. Keine gesamtgeschichtliche Betrachtung des Maidan-Putsches 2014, keine Darstellung des Bürgerkriegs im Donbass, keine Reflexion der Minsker Abkommen und über die Rolle, die seine frühere Chefin Angela Merkel dabei gespielt hat. Keine Hinweise auf die Sicherheitsinteressen der Russen, die noch im Dezember 2021 mit Verhandlungen den Krieg verhindern wollten. Die Ignoranz der Amerikaner und damit auch der Nato hat schliesslich zur Eskalation geführt. Ein Eingehen auf Details würde hier zu weit gehen. Heusgen schreibt als Technokrat, nicht als freier Denker mit diplomatischen Fähigkeiten und globaler Weitsicht. Er setzt auf

Angst und Schrecken der Bevölkerung, dass die Russen nach der Ukraine auch Mittel- und Westeuropa angreifen könnten. Welch ein Unsinn und Welch eine Unverantwortlichkeit. Der Essay von Herrn Heusgen wird zur weiteren Eskalation beitragen. Sein Narrativ passt ins Bild und zum Mainstream unserer Medien. Er merkt nicht, dass wir Europäer und die Ukraine die grossen Verlierer sein werden.

Gerhard Meier-Röhn, Bretten (D)

Lehrplan im Aargau?

Nr. 13 – «Küsse des Regenbogens»
Philipp Gut über einen Sexualkunderatgeber

Super, Welch ein Aufschrei, wenn Schüler auf ihren Handys Pornos anschauen. Und im staatlichen Schulunterricht? Offenbar kein Problem, wenn da die perversesten Sexualpraktiken unseren zwölfjährigen Schülern im Detail erklärt werden! Aufwachen, Alex Hürzeler (Vorsteher Departement Bildung, Kultur und Sport Aargau). Wie wäre es mit einer Strafanzeige gegen Lehrpersonen wegen Pornografie und Perversion während des Schulunterrichts von zwölfjährigen Kindern? Oder ist das alles im Lehrplan des Kantons Aargau enthalten?

Urs Risch, Glattfelden

Hausregeln

Nr. 14 – «Ostern auf Eritreisch»
Philipp Gut über die Schweizer Asylpolitik

Die Eritreer sind Wirtschaftsmigranten. Da es keinen Krieg in Eritrea gibt, ist es irrig, den Eritreern den Schutzstatus von Kriegsflüchtlingen zu gewähren. Die meisten bleiben dauernd hier, und beinahe niemand wird je aus

der Sozialhilfe herauskommen. Des Weiteren hat die Gewalt, deren interner Krieg in Glattbrugg und Gerlafingen, bei uns nichts verloren. Die Schweiz hat ein Problem mit der Ausländerkriminalität. Wir müssen die Interessen der schweizerischen Opfer oder unserer Polizisten höher gewichten als die Interessen der eritreischen Täter. Kriminelle Ausländer, gewalttätige Schlägertypen müssen ausgeschafft werden. Ohne Diskussionen. Ausschaffungen schrecken ab. Sie bringen mehr Sicherheit und weniger Kriminalität. Wer unser Sozialsystem missbraucht, gleichgültig, in welchem Ausmass, und sich nicht an unsere Hausregeln hält, ist in unserem Land nicht mehr willkommen. Der muss gehen.

Arash Yaraghchi, Winterthur

Grenzüberschreitung

Nr. 13 – «Wenn Lüge zur Wahrheit wird...»
Oskar Lafontaine über den Gaza-Konflikt

Das Urteil des ehemaligen deutschen Ministers und Ex-Kanzlerkandidaten der SPD, Oskar Lafontaine, im Nahost-Krieg ist eine krasse Grenzüberschreitung. Er hat offensichtlich vergessen, wer am 7. Oktober 2023 diesen fürchterlichen Krieg begonnen und das Massaker an unschuldigen jüdischen Zivilisten begangen hat.

Heinz Bänтели, Zürich

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Vitus Huonder (1942 – 2024)
Peter Sodann (1936 – 2024)



Treuer Diener: Vitus Huonder, Bischof von Chur.

Bischof Vitus ist so, wie er gelebt hat, gestorben: als ein Mann des Glaubens. Es gibt keinen Zweifel darüber, dass er Jesus Christus sehr geliebt hat und sich ihm an erster Stelle als treuer, kleiner Diener verpflichtet fühlte. Ergeben in den Willen Gottes und in völligem Frieden habe ich ihn am Sonntag vor seinem Tod angetroffen.

Bischof Vitus wurde von vielen Menschen geliebt und geschätzt. Für sie war er ein Leuchtturm, der in der Brandung der Zeit nicht wankte. Das darf man nicht ausblenden in der Erinnerung an die aufgeregte und negative Presse und ständige Polemik, die seine Amtszeit als Bischof von Chur begleitete. Als sein Weihbischof konnte ich ihn von nahe erleben, vor allem bei Sitzungen, in Liturgien und Predigten, im Vieraugengespräch, in Telefonaten und Krisensituationen und nach seiner Emeritierung in wirklich freundschaftlichen Begegnungen.

Was viele vielleicht nicht wissen: Bischof Vitus war ein sehr guter Beichtvater mit Betonung auf der zweiten Hälfte des Wortes: Vater. Er war ein geduldiger Zuhörer, der einen nie unterbrochen hat. Seine Ratschläge auf dieser geistlich-sakramentalen Ebene waren weise, verständnisvoll und absolut nicht streng, sondern klug und gütig, nein: erleuchtet.

In seiner Verkündigung war er ein verlässlicher Diener der (Glaubens-)Wahrheit. Viele Gläubige schätzten und bewunderten das an

ihm. Schläge hat er bereitwillig hingenommen, üble Nachrede und Demütigungen auch.

Bei Tisch konnte er humorvoll und situativ sehr ironisch sein, was mich manchmal überraschte. Bischof Vitus liess nicht jeden Menschen an sich heran. Im Umgang war er immer freundlich. In Sitzungen konnte er auch einmal eindringlich und entschieden seinen Standpunkt vertreten, ohne aber jemals laut zu werden.

Bischof Vitus war ein sehr treuer Beter. Rosenkranz und Brevier, Heilige Messe: Da gab es nie die geringsten Abstriche oder Nachlässigkeiten. An jedem Wochenende war er in Pfarreien. Er hat mehr durch seine theologischen und kirchenpolitischen Positionen seine Gegner provoziert als durch seine Persönlichkeit, seinen Charakter und sein Wesen. Letzteres hatte bis zuletzt etwas Kindliches und Frommes im besten Sinn des Wortes. Deshalb mochten ihn die Gläubigen in der persönlichen Begegnung.

Ich blieb immer beeindruckt davon, wie er allen Menschen verziehen hat, so weit ich es beurteilen kann oder mitbekommen habe. Er war nicht nachtragend. Er ging einfach seinen Weg und blieb auf seiner Linie. Er wurde nicht böse auf Menschen, schon gar nicht auf seine verschiedenen Gegner. Insofern war er ein Lamm. Als ein solches habe ich ihn auch im Sterben wahrgenommen: sanft, ergeben und verinnerlicht. Er möge in Frieden ruhen und in die Freude seines Herrn eingehen!

Weihbischof Marian Eleganti

Einem breiten TV-Publikum wurde Peter Sodann durch seine Rolle als «Tatort»-Hauptkommissar Bruno Ehrlicher bekannt, die ihm dank treffsicherer Kombinationsgabe und unauffälliger Erscheinung den Spitznamen «Columbo von Dresden» einbrachte. Er und Bernd Michael Lade (Hauptkommissar Kain, der keinen Vornamen trägt) bildeten das erste ostdeutsche «Tatort»-Team und ermittelten in insgesamt 45 Folgen – von 1992 bis 2000 in Dresden, danach bis 2007 in Leipzig.

Peter Sodann, der seit 1990 über zwei Millionen Bücher aus der DDR gesammelt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat, gehört zu den bekanntesten ostdeutschen Schauspielern. Geboren am 1. Juni 1936 in Meissen, studierte er Jura, bevor er 1959 an die Theaterhochschule in Leipzig wechselte.

1961 sorgte Sodann in seinem Studententheater Rat der Spötter mit kritischen Äusserungen für Aufregung; er hatte unter anderem auf der Bühne einem Stoffhund das Parteiorgan *Neues Deutschland* in den Allerwertesten geschoben. Er wurde zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, von denen er zehn Monate absitzen musste, und wurde aus der SED ausgeschlossen. Trotzdem bekam Peter Sodann 1964 sein erstes Theaterengagement am Berliner Ensemble. In den 1970er Jahren startete dann seine Film- und TV-Karriere.

Seit 1980 lebte Sodann in Halle und baute das Neue Theater auf, das er bis Juli 2005 leitete und wofür ihn die Stadt an der Saale zum Ehrenbürger machte. 2009 kandidierte er für die Linke als Bundespräsident – und erhielt mit 91 Stimmen zwei mehr, als die SED-Nachfolgepartei Delegierte hatte. Anfang April verstarb er in Halle. Jetzt trauern nicht nur seine Frau und seine vier Kinder um Peter Sodann.

Stephan Ziegler



«Columbo von Dresden»: Sodann.

Sollen Appenzeller für Genfer bezahlen?

Die Prämien-Initiative der SP spielt den soliden Osten gegen den lockeren Westen aus.



Die sogenannte Prämien-Entlastungs-Initiative der SP würde nicht nur die Staatsausgaben in die Höhe treiben, weil ja die Prämien bei 10 Prozent des verfügbaren Einkommens gedeckelt würden und der laufend stärker steigende Rest von den Steuerzahlern übernommen werden müsste.

Nein, die Initiative würde auch eine Umverteilung in zweiter Richtung anheizen, nämlich eine Geldverschiebung zwischen den Kantonen. Denn die vorgesehenen staatlichen Finanzierungen würden jene Kantone besonders belasten, in denen die Leute bisher kostenbewusster gewesen sind.

Warum? Die Initianten fordern, dass die befohlene Prämienverbilligung zu mindestens zwei Dritteln durch den Bund und zum verbleibenden Teil durch die Kantone zu finanzieren wäre. Zusätzliche Bundessubventionen sollen also den ganzen Gesundheitssektor durchfluten, aber nicht alle Kantone gleich grosszügig.

Kritiker der Vorlage weisen auf Statistiken des Bundesamts für Gesundheit (BAG) hin, die zeigen, wie unterschiedlich sich die Mehrkosten für die Prämienverbilligungsszenarien je nach Kanton auf den Kantons- sowie den Bundesbeitrag auswirken würden.

Kurz gesagt: Würde die Initiative am 9. Juni angenommen, müssten die sparsameren und disziplinierten Kantone mehr aus der eigenen Kasse zahlen und erhielten weniger vom Bund als jene Kantone, für die ein ausgiebiges Konsumieren von Gesundheitsleistungen, Arztbesuchen und Medikamenten zur lockeren Wohnheit geworden ist.

Konkret fände eine Umverteilung statt von Zahlmeistern wie Appenzell, Obwalden, Uri, Schwyz, Luzern, Glarus oder St. Gallen hin zu Profiteuren wie Basel-Stadt, Neuenburg, Tessin, Genf, Jura, der Waadt oder Bern.

Diese Landkarte ähnelt jener, die man heute schon mit Blick auf die Solidität des Krankenversicherungswesens kennt. Die Umverteilungs-Ingenieure wissen, wie sie im West-Ost-Gefälle der Begehrlichkeiten die Hebel ansetzen müssen.

NZZ sucht Staatswachstum

Die NZZ am Sonntag hat soeben einen Schwerpunkt zum Thema Bildung publiziert, in dem «Die Angst vor der Tagesschule» angesprochen wird. Der Autor beklagt, dass man sich in der Schweiz nicht auf ein einheitliches Angebot einigen könne. Einmal mehr ziehe sich ein Flickenteppich durchs Land, welcher der kantonalen Schulhoheit geschuldet sei.

Der Autor fordert dann, dass Bund und Kantone sich nicht nur im Angebot, sondern auch bei der Qualität auf einheitliche Standards einigen sollten.

Was heisst das? Das heisst: Föderalismus ist fehl am Platz, ist schlecht. Kantonale oder regionale Unterschiede sind aus dieser Sicht störend, behindern die Entwicklung, der Gebrauch des Worts Flickenteppich bringt dies auch stimmungsmässig zum Ausdruck.

Harmonisierung, Einheitlichkeit wären demnach gut. Gut für wen? Wahrscheinlich nicht für jene Eltern und Kinder, die Interesse an einem vielfältigen Angebot mit unterschiedlichen Profilen und Preisen haben – sondern eher für jene,

die auf Kosten der Allgemeinheit neue Staatsaufgaben finanzieren wollen, und jene, die von einer wachsenden Bildungsbürokratie profitieren. Das ist der Stoff, aus dem Staatswachstum ist. Im Artikel wird ja auch klar geschrieben: «Das ist nicht gratis zu haben.»

Zürcher Handelskammer taub

Die Zürcher Handelskammer, die sich als «Stimme der Wirtschaft – Zürich, Schaffhausen, Zug» vorstellt, hat ein Plädoyer für die «Bilateralen III» auf ihre Website gestellt. Da steht: «Eine der Kernfragen der Verhandlungen zu den Bilateralen III dürfte die dynamische Rechtsübernahme sein. Doch um was geht es genau?»

Dann die Erklärung: «Die dynamische Rechtsübernahme soll eine regelmässige Aktualisierung der bestehenden und künftigen Binnenmarktverträge zwischen der Schweiz und der EU sicherstellen. Die Pflicht zur dynamischen Rechtsübernahme ist bereits heute im Luftverkehrsabkommen (Bilaterale I) sowie im Schengen-Dublin-Abkommen (Bilaterale II) verankert und hat seit deren Inkrafttreten 2002 beziehungsweise 2008 zu keinerlei Problemen geführt.»

Keinerlei Probleme. Haben die Autoren seit 2002/2008 Augen und Ohren verschlossen? Vor den Problemen mit offenen Landesgrenzen und Aussengrenzen in Schengen/Dublin, vor all den Migrations- oder Kriminalitäts- und Waffenrechtsproblemen? Oder vor der Vorschriftenflut, die sich im Luftverkehrsabkommen mit Tausenden von Seiten direkt aus der EU-Zentrale in unsere Firmen ergiesst?

FAMILIEN

Die Agnelli-Erben



Ein unglaublich komplizierter Fall: Agnelli-Clan mit Gianni, Margherita, Edoardo, Marella (v. l.) und Kindern, 1986.

Die Geschichte war von Anfang an ganz einfach: Es geht um Geld, klar, aber auch um mehr.

Seite 54

Im mittleren Alter, sie war 47, als ihr Vater starb, entdeckte sie ihre aktivistische Seite.

Seite 56

Der lange Arm der Agnellis reicht in alle wichtigen Redaktionen.

Seite 58

Fluch und Segen des Hauses Agnelli

Margherita de Pahlen ist die Tochter von Gianni Agnelli, dem heimlichen König Italiens. Sie lebt zurückgezogen mit ihrem zweiten Ehemann, einem russischen Grafen, in der Schweiz. Mit ihrer Familie liegt sie seit Jahren über Kreuz. Es geht um das sagenhafte Erbe ihres Vaters. Und um vieles mehr.

Mark van Huisseling



«Aber ich werde nichts unterschreiben»: Fiat-Erbin Margherita de Pahlen, 2007.

Als Margherita einen Anruf bekam von einem hohen Mitarbeiter ihres vor wenigen Tagen verstorbenen Vaters Gianni, soll sie am Telefon gesagt haben: «Einverstanden, aber ich werde nichts unterschreiben.» Obwohl sie eigentlich nicht einverstanden gewesen sei – der Anrufer, Franzo Grande Stevens, oberster Rechtsberater von Gianni Agnelli und einer der angesehensten Anwälte Italiens, teilte ihr nämlich mit, dass das Testament ihres Vaters bereits geöffnet und verlesen worden sei. Ohne sie. Weil es sie nicht gebraucht habe. Nun würden die Vertrauten des Verstorbenen und die Witwe sowie der älteste Enkel, Margheritas erstgeborener Sohn also, sie gerne im Büro eines Turiner Notars empfangen und in den letzten Willen ihres Vaters einführen. Worauf sie entgegnete: «Einverstanden, aber ich werde nichts unterschreiben.»

Ein Jahr später, 2004, hatte sie viele Papiere unterschrieben. Und ihr Einverständnis mit einer Erbteilung erklärt, mit der sie eigentlich nicht einverstanden gewesen sei, sagte sie da-

nach (etwa in einem Artikel für *Vanity Fair*, aus dem hier Sätze wiedergegeben werden). In der Folge klagte sie zuerst gegen die drei wichtigsten Angestellten ihres Vaters, des mit 81 an Prostatakrebs verstorbenen obersten Fiat-Chefs. In den kommenden Jahren reichte sie weitere Klagen ein gegen ihre Mutter und ihre drei Kinder.

Privilegiert, aber nicht sorgenfrei

Zwanzig Jahre später, in der Gegenwart somit, steckt sie noch immer tief in Rechtshändeln mit ihren beiden Söhnen und der Tochter aus erster Ehe (ihre Mutter Marella Agnelli starb 2019, mit 91). Mit anderen Worten: Margherita streitet seit langem, sehr langem gegen ihre Familie. Der Fall ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten immer unübersichtlicher geworden. Man darf ihn mittlerweile als unglaublich kompliziert beschreiben.

Oder, und das ist der andere Blick, die Geschichte war von Anfang an ganz einfach: Es geht um Geld, viel Geld, klar. Aber auch um mehr. Es geht auch um Anerkennung be-

ziehungsweise das Fehlen dieser. Um Respekt, Zugehörigkeit, Beheimatung und Liebe. Immaterielle Werte, die man gemeinhin mit dem Begriff «Familie» verbindet. Die aber in vielen, besonders wichtigen, reichen Familien kaum vorhanden respektive ungleich verteilt sind.

Margherita kam am 26. Oktober 1955 in Lausanne zur Welt, knapp sechzehn Monate nach ihrem Bruder, Edoardo, dem ersten Kind von Giovanni «Gianni» Agnelli und seiner Frau Marella Caracciolo di Castagneto. Der Vater war der wohl einflussreichste italienische Industrielle der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, von vielen als «der wahre König Italiens betrachtet», steht bei Wikipedia.

Die Mutter stammte aus der alten neapolitanischen Adelsfamilie Caracciolo und fotografierte für die *Vogue*. Die Voraussetzungen von Margherita und Edoardo für ein privilegiertes, sorgenfreies Leben hätten besser kaum sein können. Privilegiert waren die Geschwister, zweifelsohne, als sorgenfrei aber kann man sie kaum bezeichnen. Margherita,

heute 68, ist immerhin noch am Leben. Edoardo beendete seines an einem Novembertag im Jahr 2000, der damals 46-Jährige sprang von dem siebzig Meter hohen Autobahnstück bei Turin mit Übernamen «Selbstmörderbrücke», kopfvoran angeblüht.

Als Margherita ein junges Mädchen war, waren die ausserehelichen Affären ihres Vaters das Stadtgespräch – weltweit. Weil die Namen der *paramours* manchmal ähnlich bekannt waren wie sein Name: Jacqueline Kennedy und verschiedene Schauspielerinnen, Anita Ekberg

Die Gräfin zeigte Haltung, übersah seine Geliebten oder gab sich philosophisch.

oder Silvia Monti. Männer wie ihn und seine Freunde, darunter Gunter Sachs sowie Porfirio Rubirosa, nannte man Playboys, ihre Seitensprünge wurden in englischsprachigen Zeitungen als *sexual wanderlust* beschrieben und in den höheren Kreisen als Kavalierskollateralschäden kleingeredet; Agnelli habe Bulgari, den Juwelier aus Rom, im Geschäft gehalten, erzählte man etwa, weil er seiner Frau jedes Mal, wenn ein weiteres Fremdgehen aufgefliegen war, ein kostbareres Schmuckstück zur Entschuldigung geschenkt habe.

Ein Papa wie Caligula

Die Gräfin zeigte Haltung, *stood by her man*, übersah seine Geliebten oder gab sich philosophisch: «Gianni erkennt Frauen nicht als liebenswert, für ihn sind sie zum Erobern da», sagte sie einem Biografen. Dafür sass die noble Marella, ein ehemaliges Mannequin, während Familienfesten zuoberst am langen Tisch unter Bäumen in Villengärten auf Capri, daneben ihr Mann, genannt «L'Avvocato», der zwar studierter Jurist, aber nicht Anwalt war, sowie eine Schar vornehmer Verwandter und ihre schönen Kinder.

Unter Agnelli, dem Löwen des italienischen Wirtschaftswunders, entwickelte sich nicht bloss das Unternehmen Fiat, das mehrheitlich der Familie gehörte, zu einem der grössten Autohersteller Europas (und sein Fussballklub Juventus Turin zu einer der erfolgreichsten Mannschaften des Landes), in der Zeit seines Einflusses wuchs auch Italien zur fünfstärksten Volkswirtschaft der Welt heran. Was wiederum Giannis Bedeutung als «Macht-, Beziehungs- und Stil-Koloss» (*Vanity Fair*) festigte.

Seinen Sohn Edoardo – der auf Bildern neben dem Vater immer ein wenig geknickt, ja gequält aussieht – habe er zu keiner Zeit für eine höhere Stellung im Familienunternehmen in Erwägung gezogen, ganz zu schweigen davon, ihn als möglichen Nachfolger aufzubauen, sind sich die Agnelli-Lebensgeschichtenautoren einig. Der Junge war ein Linker, verglich seinen

Alten mit Caligula, verfiel mehr und mehr dem Heroin und trat zum Islam über. Es ist schwer zu sagen, welcher Umstand beziehungsweise welche Tat den «Avvocato» am meisten absties. Genauso schwer wie zu erkennen, ob Edoardos Lebensentwurf und die Ablehnung von allem, wofür sein Vater stand, inklusive seines Anteils am Vermögen, auf den er verzichtete, Ursache oder Wirkung des schlechten Verhältnisses der beiden waren.

Gemessen daran war die Tochter pflegeleicht, ihr Austausch mit dem im privaten Leben als kalt geltenden Vater angenehm. Als junge Erwachsene sei sie freundlich und zugänglich gewesen, sagt ein Verwandter über Margherita, wenn auch sie eine leicht rebellische Seite gehabt habe. Diese habe aber darin gegipfelt, dass sie sich für die damals aufkommende New-Age-Bewegung, für Meditation und Erkenntnisse fernöstlicher Kultur interessierte. Einmal habe sie sich den Kopf rasieren lassen, um den Koloss zu reizen. Doch dieser sei ruhig geblieben, stufengerecht, habe bloss gesagt, falls sie meine, die Glatze beeindrucke ihn, liege sie falsch. Das Laissez-faire des Vaters gegenüber dem Aufbegehren der Tochter kann als Grösse verstanden werden. Oder als mangelnde Empathie, schliesslich war Margherita bloss ein Mädchen, und einem solchen riet man *chez Agnelli*: «Mach dir keine Sorgen, Kleines, mal ruhig weiter, alles ist gut in deinem Leben» (Margherita Agnelli wird als

«Mutter, Künstlerin, Lehrerin, Dichterin und Amateurpsychologin» beschrieben).

Was in dieser Aufzählung fehlt: «Erbin und Milliardärin». Die Papiere, die sie vor 21 Jahren nicht unterschreiben wollte und die den letzten Willen ihres Vaters verkündeten, brachten sie in den Besitz von, zur Hauptsache, mehreren Familienanwesen, darunter einer Villa auf dem höchsten Hügel Roms neben dem Präsidentenpalast, einem Landhaus mit den Familiengräbern in der Parkanlage, dem väterlichen Gut über Turin, seinem Sommerhaus auf Korsika sowie einem Palais in Paris. Weiter einen Teil der elterlichen Kunstsammlung mit Werken von Francis Bacon, Gustav Klimt, Paul Klee, Andy Warhol, Roy Lichtenstein, Baltus und Egon Schiele, die bereits vor fünfzehn Jahren

auf eine Milliarde geschätzt wurden, plus flüssige Mittel im Wert von damals 300 Millionen Dollar (inklusive so etwas wie der Portokasse des Alten mit einem Saldo von sechs Millionen). In der aktuellen Reichstenliste der *Bilanz* wird das Vermögen von Margherita Agnelli, die im Kanton Waadt lebt, auf 2 bis 2,5 Milliarden Franken geschätzt.

Alles – ausser einer Aufgabe

Und dennoch streitet sie seit mehr als zwanzig Jahren gegen die eigene Familie um ihren Anteil am väterlichen Vermögen – reichte sogar



Stadtgespräch weltweit: G. Agnelli, J. Kennedy.



«Beziehungskoloss»: Familie Agnelli, 1968 (l.); Gianni mit Jackie Kennedy, 1962.

eine Klage ein? Falsch. Sie reichte nicht eine Klage ein – sondern viele Klagen. So weit, so schwer nachvollziehbar.

Margherita war ihr ganzes Leben lang reich, respektive wuchs in unfassbar reichen Verhältnissen auf, in den über die Welt verstreuten Villen ihres Vaters, wenn sie nicht gerade in den teuersten Internaten untergebracht war. Es fehlte ihr an nichts. Ausser an einer Aufgabe, die ihr zu Beachtung, Anerkennung und, letztlich, Freiheit verhelfen könnte. Was tut man, wenn man die einzige Tochter von Gianni Agnelli ist und auf der Suche nach einem eigenen Leben beziehungsweise dem Sinn darin? Man heiratet. Mit neunzehn wurde sie die Frau des damals 25-jährigen Alain Elkann, eines gutaussehenden amerikanisch-italienisch-französischen Journalisten und Buchautors, dessen Vater ebenfalls ein Industrieller war sowie hohe Posten der jüdischen Gemeinde von Paris innehatte. Kennengelernt hatte ihn die katholische Agnelli-Tochter, nachdem einer der *consiglieri*, Ratgeber ihres

Margheritas Wunsch, Licht in den Kassenschrank ihres Vaters zu lassen, war nachvollziehbar.

Vaters, den jungen Elkann in die Familienfirma geholt hatte. Das Paar liess sich nach sechs Jahren, 1981, scheiden, der kurzen Ehe entstammen aber immerhin drei Kinder: John, geboren 1976, Lapo, 1977, und Ginevra, mit Jahrgang 1979 die Jüngste, mit Nachnamen allesamt Elkann.

1978, nach drei Ehejahren, war die junge Familie nach London gezogen. Wo Margherita als Kunstlehrerin in einem alternativen Kindergarten arbeitete, den auch ihre Kinder besuchten.



Sinnsuche: Margherita mit Ehemann Elkann, 1975 (l.); mit Ehemann de Pahlen, 2004.

Und sie auf ihren nächsten Mann traf, Graf Serge de Pahlen, Exilrusse, geboren in Paris, Nachfahr eines deutsch-baltischen Adelsgeschlechts, der an der ETH in Zürich Ingenieurwissenschaften studiert hatte (zudem der Bruder der Betreiberin des Kindergartens ist, in dem Margherita unterrichtete). Mit ihm ist sie bis heute verheiratet. Das Paar lebt in Allaman, Kanton Waadt, und hat fünf gemeinsame Kinder – was Margherita somit zur Mutter von acht Kindern im Ganzen macht.

Gatte auf der langen Lohnliste

Nach der zweiten Eheschliessung trat sie zum orthodoxen Glauben ihres Mannes über. Was im Hause Agnelli wahrscheinlich als das kleinere Übel angesehen worden war – immerhin blieb sie Christin –, als wenn sie zur Jüdin konvertiert wäre in den Jahren, als sie mit ihrem ersten Mann zusammen war. Doch auch dieser Entscheid bereitete ihren Eltern und Verwandten wohl wenig Freude. Wenigstens lebte Margherita, obwohl stark engagiert für die neue Familie mit Mann und fünf gemeinsamen Kindern, einigermaßen friedlich neben der alten grossen Familie inklusive ihrer drei Kinder aus erster Ehe, die mal bei ihr, mal beim Vater waren, meist aber ebenso in Internate versorgt wurden, wie dies bei ihr der Fall gewesen war.

Und Gatte Serge stand weiter auf der langen Lohnliste ihres Vaters, er arbeitete für Fiat, obwohl Margheritas Apanage gereicht hätte, dass er sich schon viel früher seiner Berufung hätte hingegen können: Büchern respektive dem Verlegen solcher. Er gründete 1999 die Editions



Gleichberechtigung, jetzt! Ginevra Elkann (l.);



des Syrttes, einen «kleinen, aber feinen Verlag für russische Literatur» (*Die Weltwoche*) in Genf; in den Augen anderer Journalisten sind die Editions des Syrttes eher Tarnung, in den Tamedia-Zeitungen stand vor zwei Jahren, de Pahlen sei «Putins Vertrauensmann am Genfersee» und er habe dem russischen Präsidenten etwa einst in einem Pariser Restaurant geraten, dreissig Jahre lang zu herrschen, genauso wie Katharina die Grosse. Die Schlussfolgerung fusst mehrheitlich auf Stellen im Buch «Putins Netz» der britischen Journalistin Catherine Belton, die de Pahlen als Mitarbeiter des russischen Geheimdienstes zu Sowjetzeiten beschrieb. Er war zwar immer gegen die Kommunisten gewesen, hatte aber tatsächlich eine Zeitlang in der damaligen Sowjetunion gelebt. Und im Herbst 2014 unterzeichnete er einen Aufruf «gegen die programmierte Vernichtung der Bevölkerung im Donbass durch die ukrainische Regierung» und deren «Milizen, die sich mit Nazisymbolen schmücken» (Quelle: *Weltwoche*).

Margherita mag vieles sein, eine politisch Bewegte war sie aber kaum. Was man dagegen schreiben darf: Im mittleren Alter, sie war 47, als ihr Vater starb, entdeckte sie ihre aktivistische Seite. Jedenfalls was die Familienverhältnisse beziehungsweise die Männer betrifft, die sich um die Familienfirmen und das Vermögen kümmerten. Anfänglich soll sie, nachdem Gianni Agnellis Testament ohne sie verlesen worden war, von seinen *consiglieri* nur Auskünfte verlangt haben. Sie wollte bloss eine Abbildung der wirtschaftlichen Lage des Verstorbenen, eine Liste seiner privaten Besitztümer sowie geschäftlicher Beteiligungen sehen.

Die Worte «nur» und «bloss» sind in diesem Zusammenhang Understatements, einver-



John Elkann (M.); Lapo Elkann mit Donatella Versace.



standen. Der private Reichtum des «Avvocato» war verteilt über die ganze Welt (oder jedenfalls die schönen Teile davon, *le beau monde*). Und seine Beteiligungen waren undurchsichtig – seine Firma Dicembre kontrollierte die Giovanni Agnelli & Kompanie, die wiederum die Holdinggesellschaft IFI kontrollierte, die die Holdinggesellschaft IFIL kontrollierte, die unter anderem 30 Prozent an der Fiat-Gruppe hielt plus reichlich Aktien des Fussballklubs Juventus, der Intesa Sanpaolo (grösste Kreditbank Italiens) sowie von amerikanischen Immobilienunternehmen und so weiter und so fort.

Was sind die Gründe für ein solches blickdichtes Gebilde, das Franzo Grande Stevens und andere Ratgeber im Auftrag des Fiat-Chefs und Kolosses gebaut hatten? Genau das – das Vermögen vor Blicken von Neugierigen zu schützen und, in der Folge, vor dem Zugriff darauf.

Sie findet, die Abfindung im Wert von rund 1,2 Milliarden sei zu niedrig.

Egal, ob es sich bei den Neugierigen (und vielleicht auch Gierigen) um Lebensfreunde, Geschäftsfeinde, die Steuerbehörde oder Familienmitglieder handelt.

Tektonische Plattenverschiebung

So besehen, war Margheritas Wunsch, den Sichtschutz einzureissen und Licht in den Kassen-schrank ihres Vaters zu lassen, nachvollziehbar. Für Aussenstehende jedenfalls. Nicht aber für Mitglieder des inneren Kreises, ihre Mutter Marella und Margheritas drei Kinder aus der ersten Ehe sowie die *consiglieri*. Weshalb Grande Ste-

vens und Gianluigi Gabetti, langjähriger hoher Kadermann und Freund des Alten, handelten.

Aber nicht so, wie Margherita es wünschte – sie beschäftigten sich nicht mit einem Vermögensverzeichnis, sondern schufen frische Fakten: Giannis Witwe Marella und seine Tochter Margherita hatten je 37,5 Prozent an Dicembre, der Firma, in der die Agnelli-Firmen verpackt sind, gehalten. Und John, Margheritas Ältester plus Giannis Enkel, 25 Prozent. Doch neu brachte er es auf 62,5 Prozent der Stimmen und konnte somit bei Dicembre entscheiden. Weil ihm die Grossmutter ihre Anteile übertragen hatte. Und zwar ohne ihre Tochter dies wissen zu lassen. Als Margherita von dieser tektonischen Plattenverschiebung erfuhr, lernte sie weiter, dass die anderen beiden Elkann-Agnelli-Nachfahren, Lapo und Ginevra, ebenfalls erben würden. Nicht aber ihre fünf weiteren Kinder. Sondern dass die Familie Agnelli-de-Pahlen von nun an draussen beziehungsweise auf sich gestellt sei (wenn auch das erwähnte Milliardenenerbe, dass Mutter Margherita annahm, nicht vergessen werden respektive in Klammern nachgereicht werden sollte). Und die Dienste von Serge, Ehemann sowie Graf de Pahlen, übrigens, waren auch nicht länger gefragt, er war bei Fiat rausgeworfen worden.

Ein kurzer Sprung nach vorne. Fiat ist heute der vielleicht wichtigste Teil von Stellantis, dem grössten Autohersteller Europas, in dem vier-

zehn Marken untergebracht sind. Und der Wert aller in der Firma Dicembre zusammengefassten Beteiligungen stieg in den vergangenen zwanzig Jahren um 2700 Prozent, auf rund 33 Milliarden Euro. Mit anderen Worten: Stellantis-Präsident und Dicembre-Mehrheitsaktionär John Elkann hat gut, sehr gut gewirtschaftet. Grossvater Gianni wäre stolz auf ihn – erstens wegen der erbrachten Leistung und zweitens, weil er die Begabung des Jungen früh erkannt hatte, er ernannte ihn bereits als 21-Jährigen zu seinem späteren Nachfolger, versuchte sogar, Johns Nachnamen von Elkann in Agnelli zu ändern (was nicht mal dem «Avvocato» gelang), und übertrug ihm einen Viertel der Familienunternehmung.

Papas Wille geschehe

Falls sich Mutter Margherita am Erfolg ihres Sohns erfreut, zeigt sie es auf eine merkwürdige Weise: Sie findet, die Abfindung im Wert von rund 1,2 Milliar-

den Euro, die sie 2004 für ihren Dicembre-Anteil bekam, sei zu niedrig, jedenfalls gemessen an der heutigen Bewertung der Unternehmen der Familie. Darum versucht sie, auf dem Rechtsweg Nachbesserung zu erstreiten. Im

Nachhinein ist man klüger, könnte man sagen. Wenn es nicht so durchsichtig und offensichtlich wäre. Immerhin soll Margherita seinerzeit ihrem Cousin Lupo Rattazzi anvertraut haben, sie fürchte, Fiat werde den Weg von Parmalat gehen – der italienische Nahrungsmittelkonzern machte 2003 Pleite (Fiat fuhr im selben Jahr das schlechteste Ergebnis der Firmengeschichte ein, einen Milliardenverlust) – und nahm den gebotenen Deal an.

Deshalb argumentiert sie anders: mit Gleichberechtigung ihrer acht Kinder. Zur Erinnerung, die fünf aus der zweiten Ehe gingen «leer» aus res-

pektive haben, Stand heute, einen Anspruch auf den grössten Teil des mütterlichen Vermögens von zirka 2,5 Milliarden oder ungefähr eine knappe halbe Milliarde pro Kindskopf. Was für die allermeisten Menschen eine unfassbar hohe Summe ist. Nicht aber für die Direktbetroffenen respektive deren Mutter, sie nimmt Mass für die ganze Brut an den zwei Kindern, neben John, aus ihrer ersten Ehe. Lapo und Ginevra halten je 20 Prozent an Dicembre, stehen deshalb im Augenblick mit ungefähr 6,6 Milliarden auf der Weltreichstenliste (Johns Vermögen wird mit zwanzig Milliarden angegeben), haben also mehr als zehnmal so viel wie ihre jünge-



Schlagzeilen wie einst der Grossvater: Lapo Elkann.

ren Halbgeschwister, über die in der breiten Öffentlichkeit wenig bekannt ist.

Margheritas vielleicht schlüssigste Begründung geht so: Ihr Vater habe bloss 20 Prozent der Dicembre-Firmenbeteiligung seinem Enkel John abtreten wollen, dagegen 80 Prozent hälftig zwischen Ehefrau Marella und Tochter Margherita aufgeteilt. Das sei Papas wahrer Wille gewesen und auch sein letzter. Doch den habe sein Gefolge, angeführt von Anwalt Grande Stevens und *consigliere* Gabetti, missachtet. Und dagegen kämpfe sie. Also nicht gegen, sondern für den Vater, den sie zudem mehr respektiert und geliebt habe als alle anderen inklusive ihrer Mutter. Stimmt's? Niemand weiss es, ausser einem, und der kann nicht mehr Stellung nehmen.

Tief- oder Höhepunkt des Verrats

Was man hingegen behaupten darf: Der Übervater hätte die Mittel, die seine Tochter seit seinem Ableben ergriffen hat, angeblich um seinem Vermächtnis Sorge zu tragen, nicht gutgeheissen. Das war wieder eine Untertreibung. Gianni Agnelli war trotz seines Bekanntheitsgrads und seiner starken Ausstrahlung ein Mann, der Wert darauf legte, sein privates Leben und das der Familie privat zu halten. Jede und jeder, die und der ihn kannte und sich äusserte, ist überzeugt, dass er Margheritas Strafklagen gegen seine Familie und Freunde sowie ranghohe Mitarbeiter

Es wird immer schwerer, die Dysfunktionalität der Agnellis rational zu begründen.

als grösstmöglichen Fehler und Vertrauensbruch gesehen hätte. Einzig zu überbieten durch die andere Tat, die ausgerechnet seine Tochter beging, schmutzige Wäsche der *famiglia* öffentlich zu waschen nämlich, und zwar im grössten und sichtbarsten Brunnen weit und breit: Margherita erzählte ihre Sicht auf vertrauliche Dinge im *Wall Street Journal* und in anderen ausländischen Zeitungen einem Millionenpublikum. Was man ihr übelnehmen kann, wenn auch im Grunde anerkannt werden muss, dass sie in Italien kaum Veröffentlichungsmöglichkeiten gefunden hätte, der lange Arm der Agnellis reicht in alle wichtigen Redaktionen.

Der Tief- oder Höhepunkt des Verrats, je nachdem, welchen Blickwinkel man wählt, ist aber denkbarerweise die Anschwärzung der Grossmutter plus des Sohns durch die Mutter. Der Vorfall also, mit dem Margherita dafür sorgte, dass Finanzpolizisten kürzlich Johns Haus und Büros in Italien nach belastenden Belegen durchsuchten; sie hatte John-Boy, mit dem sie schon lange nicht mehr spricht, angezeigt, weil er in den 2000er Jahren der Grossmutter geholfen habe, die italienischen Steuerbehörden zu betrügen – es geht um die Frage, ob Marel-



«Tutti insieme»: Anwalt Franco Grande Stevens.

la wirklich in der Schweiz lebte wie behauptet oder vielmehr in Italien und deshalb dort steuerpflichtig war. Wüsste der «Avvocato» davon, darf man annehmen und ein Klischee bedienen, er würde in seinem Familienmausoleum rotieren wie ein Cinquecento-Motor bei der Fahrt über hohe Dolomitengepfel.

Wenn wir es von Klischees haben: der sogenannte Fluch der Agnellis. Natürlich glaubt man nicht daran, tut solches stattdessen ab als Aberglauben oder Erfindung von Boulevard-schreibern auf Leserjagd. Dennoch wird es immer schwerer, das Unglück oder, neutraler ausgedrückt, die Dysfunktionalität der Agnellis rational zu begründen. Was vielleicht nur damit zusammenhängt, dass je länger, je weniger Leute, die etwas Gehaltvolles zur Familie sagen könnten, schweigen. Schriftliche Stellungnahmen von Parteianwälten und Family-Office-Vertretern versuchen wohl, die Ausgangslage «objektiv» darzustellen, bedienen damit aber bloss ihre Auftraggeber beziehungsweise deren Interessen.

Ich habe Lapo Elkann, Margheritas zweiten Sohn aus erster Ehe, mehrmals getroffen. Er arbeitete früher für Fiat, wurde dann Unternehmer und ist ein dauerhafter Eintrag auf der *best dressed*-Liste, am bekanntesten aber für seine Abstürze inklusive einer Drogenüberdosis, eingenommen in der Wohnung einer transsexuellen Turiner Prostituierten, nur Tage nachdem er den Kontakt zu seiner Mutter abgebrochen hatte. Seither, scheint's, hat er sich gefangen, lebt seit neustem recht zurückgezogen in Portugal; mit seiner Mutter respektive über diese spricht er ebenfalls nicht mehr.

Und Ginevra, die Tochter aus erster Ehe, lebt mit ihrer Familie in Rom, arbeitet als Kuratorin der grosselterlichen Kunstsammlung in

Turin sowie als freie Filmemacherin. Sie hat einen sehenswerten Spielfilm über eine dysfunktionale Familie gedreht: Der Vater ist überfordert mit den Kindern, interessiert sich aber ohnehin mehr für seine Arbeit und die neue Freundin, die Mutter ist eine entrückte Fromme, bloss noch erreichbar für Gott und ihren neuen orthodoxen Mann («Tutti insieme»,

von 2019). Als ich sie dazu befragte, nahm sie Abstand davon, tatsächlich ihre Biografie verfilmt zu haben, bezeichnet den Film stattdessen als mehrheitlich erfunden et cetera. Sie war die längste Zeit Vermittlerin zwischen ihrer Mutter sowie ihren Brüdern und dem Rest der Familie, hat diese Aufgabe aber aufgegeben, da sie unlösbar sei, heisst es.

Ein früherer Biograf der Familie wiederum, den ich um aktuelle Einschätzungen bat, enthielt sich der Stimme, er verfolge die Familien-

fehde nicht länger, war seine Entschuldigung. Und ein Grossneffe von Gianni Agnelli, mit dem ich bekannt bin, antwortete auf meine Bitte um Einordnung, er habe es aufgegeben, eine solche vorzunehmen, stattdessen beschlossen, jedem Familienmitglied unvoreingenommen zu begegnen und die Zeit, die man gemeinsam verbringe, nicht mit Fragen, wer recht habe, zu verschwenden. Er hat, so sieht's aus, einen Weg und Umgang gefunden. Die Direktbetroffenen sind noch nicht so weit.

Wenigstens sieben Rechtshändel

Vorhersagen sind schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen, sagt man. Besonders wenn es um jahrzehntelange, länderübergreifende Rechtsstreite unter Milliardären geht, ist zu ergänzen. Trotzdem sollen drei mehr oder weniger belastbare Aussagen gewagt werden: Die Rechtshändel, wenigstens sieben verschiedene Fälle laufen derzeit, dürften noch Jahre dauern (und zahlreichen Anwälten weiter hohe Honorare verschaffen). Doch eine Entwicklung, die dazu führt, dass die 2004 von den Parteien angenommene Erbteilung für ungültig erklärt und neu verhandelt wird, wie dies Margherita verlangt, ist schwer vorstellbar.

Drittens schliesslich die Geschichte mit dem Antrieb: Es gehe ihr um Gleichheit innerhalb der Familie, sagt die Klägerin. Mag sein, dass das mal die Absicht war. Doch bewirkt hat sie etwas anderes. Dass alle in der Familie zusammenhalten, um einer Bedrohung von aussen zu widerstehen, nämlich. Und für die Familie ist sie, Margherita Agnelli, diese Bedrohung.



LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Die Country-Kreise
haben sie verhöhnt.
Mit ihrem neuen Album
zeigt ihnen Beyoncé,
wo der Hammer hängt.
Thomas Würdehoff,
Seite 66



Vielleicht war es zu viel des Guten.

Vincent van Gogh, Der Sämann, 1888 – Sie schlummern noch in der Erde dieser Tage oder warten noch auf ihr Erdreich, diese kleinen Wunder des Lebens. In der Dunkelheit öffnen sie sich und drängen ans Licht, nicht alle kommen durch, und die Starken und Gesunden und die Glücklichen unter ihnen ranken sich der Sonne entgegen. Und dann erntet der Mensch, was die Natur ihm gab und er gesät hat. Nie weiss er, ob es eine gute Ernte wird, er kann alles richtig gemacht haben, aber das Wetter war falsch, manchmal gelingt ihm auch das Umgekehrte.

Als wir das Samenkorn in unsere Hände genommen hatten und die Agrarkultur schufen,

begannen wir, unser Dasein in unsere Hand zu nehmen. Wir sicherten uns gegen den Hunger ab, wir schufen Vorräte, wir begannen, uns die Erde untertan zu machen. Das Säen auf den geschaffenen Feldern war ein Schritt in die Selbstbestimmung. Vor 30 000 Jahren fingen wir damit an, flächendeckend vor 7000.

Gleichzeitig fingen wir an zu bangen, weil wir wussten, dass, wenn die Natur nicht mitspielte, wir flächendeckend den Hungertod fürchten müssten. Wir fingen an zu beten, um Regen, um Sonne, um göttlichen Schutz, damit das menschliche Werk gedeihen konnte. Wir bedankten uns, wenn die Ernte eine gute war.

Wir hörten nicht auf zu säen. Wir säten Ideen, Utopien, Visionen. Wir säten Ungerechtigkeit und Kriege auch. Stets ernteten wir, was wir säten, und es gab gute Jahre und schlechte, sieben fette, sieben magere, wie wohl immer schon. Wir säten ohne Unterlass, und vielleicht war es zu viel des Guten. Vielleicht leben wir deshalb in Zeiten der Bredouille.

Die Ernte des Samens, den Vincent van Gogh (1853–1890) in die Erde der Welt legte, waren Farben, wie der Mensch sie noch nie gesehen hatte. Die Saat, die er mit vollen Händen unermüdlich gab, gedieh für alle andern, nur nicht für ihn. Er säte Genie und erntete Wahnsinn.

Michael Bahnerth

Das Böse im Menschen

Edle Einfalt und stille Grösse: Das greift zur Charakterisierung der Antike zu kurz. In Ovids «Metamorphosen» findet sich eine Geschichte, die an Grausamkeit nicht zu überbieten ist.

Kurt Steinmann

Publius Ovidius Naso: Metamorphosen. Lateinisch/Deutsch, herausgegeben und übersetzt von Niklas Holzberg. De Gruyter. 895 S., Fr. 103.–

Wer meint, die Gattung Horrorgeschichte sei eine Erfindung der Neuzeit, irrt. Die Liste grausamer Tode in der Antike ist lang: Pentheus wird in den Wahnsinn getrieben und zerstückelt, Niobe zu Stein verwandelt, Orpheus zerrissen, Herakles durch ein vergiftetes Gewand umgebracht, Aktaion von den eigenen Jagdhunden gefressen, Eurydike von einer Schlange gebissen, Medea tötet ihre eigenen Kinder.

Auf die Spitze getrieben sind Gräuel und Grausamkeit in Ovids (43 v. Chr. – ca. 17 n. Chr.) Erzählung von Tereus, Prokne, Philomela und Itys in seinen 250 Verwandlungssagen um-

Ich bin bereit und entschlossen zu jedem Verbrechen, auch dazu, dem Schurken das Glied zu rauben.

fassenden «Metamorphosen» (VI, 412–674), in denen meist ein Mensch oder ein niederer Gott in eine Pflanze, ein Tier oder ein Sternbild verwandelt wird. Wörtliche Zitate aus der von mir neuübersetzten Geschichte sind im Folgenden kursiv gedruckt.

Die Geschichte ist berühmt. Sie wird von der Forschung «eine Tragödie voll krimineller Energie» genannt und enthalte «viele Elemente eines modernen Krimis». Sie ist ein Höhepunkt der Erzählkunst des Dichters Ovid.

Unheilvolle Zeichen

Barbarenheere hatten Athen angegriffen. Der Thraker Tereus hatte, von Athens König Pandion um Hilfe gebeten, diese vertrieben und sich durch den Sieg einen klangvollen Namen geschaffen. Er, an Schätzen und Männern reich, führte seinen Stamm auf den Kriegsgott Mars zurück. Dem siegreichen Verbündeten gab Pandion seine Tochter Prokne zur Gattin. Die Hochzeit von Tereus und Prokne war von unheilvollen Zeichen begleitet:



Fürchterliche Rache: Peter Paul Rubens, «Das Mahl des Tereus», 1638.

Doch die Ehegatterin Juno / fehlte beim Brautbett, auch die Grazien und auch Hymenäus. / Furien hielten die Fackeln [...]

Die Ehe war mit einem Sohn gesegnet, den sie Itys nannten. Nach fünfjähriger Ehe äussert Prokne zu ihrem Mann den Wunsch, ihre Schwester Philomela, Pandions zweite Tochter, besuchen zu dürfen, oder sie komme hierher! Dem Schwiegervater soll er deren baldige Rückkehr versprechen. Tereus lässt Schiffe rüsten und fährt nach Athen, um Philomela zu einem Besuch in Thrakien abzuholen.

König Pandion und Tereus kommen ins Gespräch. Da erscheint Philomela, reich an prächtigem Schmuck, noch / reicher an Schönheit. Sofort



entbrennt Tereus bei ihrem Anblick in heftigster Liebe. Ovid kommentiert: *Liebe verdient ihre Schönheit, doch angeborene Geilheit / stachelt ihn auf. Es neigt ja in jenen Gebieten das Volk zum / Dienst an Venus; das Laster, dem Volk und ihm eigen, entflammt ihn.*

Tereus setzt alle Mittel ein, seinem Begehren zum Erfolg zu verhelfen: Beredsamkeit, Geschenke, Tränen. *Da ist nichts, was er nicht, gepackt von enthemmtem Begehren, / wagen würde [...]* Tereus schaut sie an und betastet sie schon mit den Blicken. Pandion lässt sich erweichen und Philomela ziehen, das Schicksal nimmt seinen Lauf.

Der Abend vor der Abfahrt wird mit einem Festmahl begangen. In der Nacht findet Tereus keinen Schlaf: *Er ruft zurück sich ihre Züge, die Gesten, die Hände, / stellt sich, was er noch nicht gesehen hat, vor, wie er's wünscht.* Beim Abschied fleht Pandion Tereus an, Philomela zu schützen, sie väterlich liebend, und sie sobald als möglich zurückzuschicken. Tränen und Treueworte begleiten die Trennung.

Vergewaltigung und Verstümmelung

Auf dem Schiff triumphiert Tereus: *«Ich habe gesiegt! Mit mir fährt der Wunsch meines Herzens!»* / *Es frohlockt der Barbar, schiebt im Herzen auf seine Freuden / nur mit Mühe [...]* Kaum angekommen in Thrakien, zerrt er Pandions Kind in eine von Wäldern umdunkelte Stallung, schliesst sie, die fahl ist und zittert und das Schlimmste befürchtet / [...] dort ein, gesteht seine Untat, bezwingt mit Gewalt sie, [vi superat] die Jungfrau.

Erfüllt sind der Tatbestand der Freiheitsberaubung, der Notzucht und Vergewaltigung, später kommt noch Verstümmelung hinzu. Nach ihrer Ohnmacht wieder zur Besinnung gekommen, wirft Philomela Tereus seine Vergehen vor, ihn als *grausamen Barbaren* bezeichnend: Verrat am Auftrag des Vaters und an der Liebe zur Schwester Prokne, somit an der ehelichen Treue, und ihre Entehrung. Auch sie fühlt sich schuldig, verdiene den Tod als Strafe.

In einem Interview in der NZZ sagte die finnisch-estnische Autorin Sofi Oksanen über die sexuelle Gewalt russischer Soldaten in der Ukraine: *«Sexuelle Gewalt wird auch darum angewendet, weil sie ihre Opfer beschämt [...]* Wenn sich die Opfer für das schämen, was ihnen widerfahren ist, fangen sie an, sich selbst infrage zu stellen. Das ist typisch für Opfer von sexuellem Missbrauch.» Eben dies tut Philomela.

Bacchantisches Rasen

Die Geschändete droht Rache an und Enthüllung der Schandtaten. Ihre Worte erregen in Tereus Furcht und Zorn, er zwingt sie in Fesseln, und um Zeugenschaft durch Worte auszuschliessen, ergreift er mit einer Zange ihre Zunge und schneidet sie mit seinem Schwert ab. Selbst nach diesem brutalen Akt *verlustrtierte*



er sich noch oft am verstümmelten Körper. Seiner Gattin gaukelt er vor, Philomela sei gestorben und bereits bestattet.

Ein Jahr ist vergangen. Philomelas Flucht wird durch die Wachen vereitelt. Aber Not macht erfinderisch. Des Webens kundig, stellt sie die Freveltaten durch *purpurne Schriftzeichen* dar, lässt das Webwerk durch eine Magd Prokne überbringen, die *die beklagenswerte Mär ihrer Schwester* zu lesen weiss. Fortan ist auch sie vom Gedanken an Rache durchdrungen.

Im Taumel bacchantischen Rasens – Thrakien galt als Heimat des Dionysos/Bacchus – gelangt Prokne, vom Schmerz getrieben zum Wahnsinn, zur einsamen Stallung, erbricht die Pforten, raubt ihre Schwester, kleidet sie in des Gottes Tracht und schleppt sie zu ihrem Palast. Philomela weint, schämt sich vor ihrer Schwester, hält sie sich doch für deren Rivalin. Prokne missbilligt die Rührung der Schwester und ruft zur Tat auf: *Ich bin bereit und entschlossen zu jedem Verbrechen, auch dazu, dem Schurken das Glied zu rauben, das ihrer Schwester die Unschuld stahl.*

Itys und die Verwandlungen

Da erscheint ihr Sohn Itys, der seinem Vater so ähnlich sieht. Sie plant, ihn zu töten, beginnt aber in ihrem Entschluss zu schwanken, als er sie zärtlich umfängt. Doch sie ringt sich schliesslich zur Mordtat durch, assistiert von Philomela.

Sie zerstückeln die Glieder, braten sie und laden Tereus zum entsetzlichen Mahl ein. *Er stopft sich seinen Bauch mit dem eigenen Fleisch voll. Da springt Philomela hervor, wie sie war, das Haar noch bespritzt vom / grässlichen Mordblut, und wirft des Itys blutendes Haupt dem / Vater ins Antlitz.* Dieser ist ausser sich und verfolgt die Schwestern mit gezücktem Schwert.

Fliehend entschweben sie, Prokne wird zur Nachtigall, entfliegt in die Wälder, die andere, Philomela, wird zur Schwalbe, schlüpft unters Dach. *«Die Nachtigall klagt mit ihrem schluchzenden Ruf itys, itys, um ihren toten Sohn, die Philomela-Schwalbe kann sich infolge des Fehlens der Zunge nur durch Zwitschern verständlich machen»*, schreibt Franz Bömer in seinem *«Metamorphosen»*-Kommentar. Tereus wird in den Wiedehopf (*epops – upupa*) verwandelt. In späterer Überlieferung dagegen ist Philomela die Nachtigall, Prokne die Schwalbe.

Enteignete Heimat

Oliver vom Hove

Iris Wolff: Lichtungen.
Klett-Cotta. 256 S., Fr. 33.90

Zwei Menschen kennen sich seit der Kindheit, gehen auseinander und finden wieder zusammen. Davon handelt, kurzgefasst, Iris Wolffs neuer Roman «Lichtungen». Aber es ist, wie immer bei Iris Wolff, eine Geschichte, die, atmosphärisch dicht und sprachlich fein ziseliert, aus vielen Bruchstücken, Erinnerungsskizzen, emotionalen Momentaufnahmen zusammengesetzt ist. Und die ein Leben widerspiegelt, das massgeblich von aussen, von der gewalttätigen Herrschaftsgeschichte Osteuropas mitbestimmt wurde.

Rückwärts erzählt

Es geht um die deutsche Volksgruppe im Rumänien des Diktators Ceausescu. Erzählt wird am Beispiel einer schwierigen Liebesbeziehung von der Zerrissenheit der Existenz unter einer autoritären, gängelnden und peinigenden Staatsmacht. Kato und Lev, die beiden Protagonisten des Romans, sind in der Maramuresch, im waldreichen Norden Rumäniens an der Grenze zur Ukraine, aufgewachsen.

Die Welt war ein Wartesaal in Rumänien damals. Die Grenzen waren versperrt, die Repression hart, die Aussichten auf ein freies, selbstbestimmtes Leben düster. Man hielt vor allem in der eigenen Volksgruppe zusammen.

Die beiden Jugendlichen kennen sich aus derselben Schulklasse. Kato hat Lev monatelang mit dem Unterrichtsstoff versorgt, als er nach einer traumatischen Erfahrung gelähmt im Bett liegen musste. Später kehrte sich das Verhältnis um, als die vierzehnjährige Kato ihrem verwitweten Vater zu Hause beistehen muss und Lev ihr den Schulstoff nach Hause bringt. Bis plötzlich, nach langem Warten,

Das Leben wurde von der gewalttätigen Herrschaftsgeschichte Osteuropas mitbestimmt.

1989 die grosse Öffnung einsetzt. Jetzt vermag die erwachsen gewordene Kato nichts mehr zu halten.

Mit einem eher zufällig dahergeradelten Deutschen sucht sie per Velo das Weite, fährt weg in den Westen. Als Strassenmalerin zieht sie jahrelang durch halb Europa, während Lev in der Heimat zurückbleibt, den Militärdienst ableistet und sich in den Wäldern als Holzfäller verdingt.



Poetische Verdichtung: Autorin Wolff.

Das alles erfahren wir erst nach und nach, denn Iris Wolff erzählt die Geschichte von der Gegenwart aus rückwärts, Kapitel für Kapitel bis in die Anfänge vor mehr als dreissig Jahren. Der Roman setzt ein, als Kato und Lev sich nach Jahren in Zürich wiedersehen und zu einer gemeinsamen Reise durch Südfrankreich bis nach Italien aufbrechen. «Wann kommst du?», hatte Kato auf einer Postkarte nach Rumänien geschrieben, und diesmal zögerte Lev nicht.

Faszinierend durchdacht

Souverän legt Iris Wolff die Tiefenschichten einer fragilen Beziehung frei, lässt die Geschichte Schritt für Schritt zurücklaufend abrollen. Die vertauschte Chronologie erhöht die Spannung, zwingt indes zur Konzentration. Zumal die Erzählerin behutsam einem viel-

köpfigen Figurenensemble aus Verwandten und Dorfbewohnern Raum zur Entfaltung ihrer je eigenen Erfahrungen und Eigentümlichkeiten gibt.

Es ist faszinierend, wie durchdacht Iris Wolff den Bewusstseinsvorgängen im Erleben ihrer Protagonisten sprachlich nachzuspüren vermag: «In allem gab es diese Dunkelstellen, wo die Erfahrung aufhörte und die Erinnerung anfang. Etwas blieb, und etwas ging verloren, manches schon im Augenblick des Geschehens, und wie sehr man sich bemühte, es tauchte nie wieder auf. Erinnerungen waren über die Zeit verstreut wie Lichtungen. Man begegnete ihnen nur zufällig und wusste nie, was man darin fand. Die eindrücklichsten Momente, das, was sich nie verlor, gehörte einem nie alleine. Die Angst gehörte einem alleine. Das Ver-

gessen. Alles sonst, dachte Lev, bleibt nur durch andere gegenwärtig.»

«Lichtungen» ist der fünfte Roman der 1977 als Tochter eines Pfarrers in Hermannstadt geborenen Erzählerin, die mit acht Jahren nach Deutschland kam und heute in Freiburg im Breisgau lebt. Auch in ihren vielbeachteten

Souverän legt Iris Wolff die Tiefenschichten einer fragilen Beziehung frei.

Büchern zuvor hat sie sich in der ihr eigenen Kunst der poetischen Verdichtung ihrer Herkunftswelt in Siebenbürgen und auf dem Banat zugewandt. Deren wechselvolle Geschichte gründiert hier nicht nur das Geschehen, sondern verweist eindrucksvoll auf ihr Fortwirken im Lebensgefühl der Menschen, zu Hause wie in der Ferne.

Quell des Lebens

Claus-Peter Lieckfeld

Martin Rasper: An der Quelle.
European Essays on Nature and Landscape.
KJM Buchverlag. 144 S., Fr. 33.90

«Mich hat das immer fasziniert. Da kommt Wasser aus dem Hang und ist plötzlich da», begeistert sich Martin Rasper und setzt damit den Ton, der durch sein schmales Büchlein schwingt: Faszination Quelle.

Sich faszinieren lassen ist mehr als sich wundern. Martin Rasper, der sich als Journalist und Autor überwiegend von Naturthemen bewegen liess, geht, im Wortsinn, an die Quellen. Etwa an die in seiner Nachbarschaft, im Tal der Würm, südlich von München. Und er geht darüber hinaus an das Phänomen Quelle, beschreibt, erspürt und lässt sich abdriften zu Entdeckungen und Fragen. Auch zu grundlegenden, fachlichen wie diesen: Was unterscheidet Sturz- von Tümpel- und von Sickerquellen? Warum und wie zieht sich ein ergiebiger Quellhorizont durch ganz Mitteleuropa, vom belgischen Spa bis nach Karlsbad in Tschechien und darüber hinaus? Was sind die geologischen, die hydrologischen Determinanten von Quellen?

Richtig spannend wird es – wenig verwunderlich – da, wo die Gedankenflüsse kulturgeschichtlich mäandern. Wer weiss schon (ich wusste es nicht), dass die katholische Kirche vorchristlich heilige Quellen nicht einfach nur annektierte und die bis dahin ansässigen Nixen und Nymphen verjagte, um Mutter Maria dort einzuquartieren? Lange war das Beten an Quel-

len den Gläubigen streng verboten, und erst relativ spät kopierten die Männer der alleinseigmachenden Kirche den Trick der Römer, die mit ihren Quell-Altären vorgängige, germanische Heilig-Orte überbauten.

Austrocknung und Vergiftung

Der Kulturgeschichte der Heil-, der Bade-, der Kur- und der Wildquellen folgt Rasper über viele spannende, liebevoll illustrierte Seiten (die hauchfeinen Federzeichnungen von Rüdiger Tillmann sind reine Augenlust!) und stösst auf Substanzielles, von dem aus sich gut zu den Quellen von Mythen und Narrativen schweifen lässt.

Apropos schweifen: Rasper begleitet Thomas Mann, der mit seinem Lieblingshund (dem aus «Herr und Hund») durch einen hausnahen Quellgrund lustwandelt. Und er liegt mit dem deutschen Spätromantiker Eduard Mörike am schwäbischen Blautopf – Deutschlands wenn nicht berühmtester, so doch spektakulärster Quelle. Mörikes Blautopf-Sage von der schönen Lau, einer Nixe, die im wassergefüllten Karstschloss unter der Schwäbischen Alb gegen multiple Depressionen kämpft, ist ... (nein, kein bemühtes Sprachbild!) ... ist Quell von Erkenntnis, von ziemlich akuter sogar: Kann der Mensch sein Gemüt vor dem Zerrissenwerden retten? Was stopft die Quellen der Qual? Lachen.

Quell des Lebens sind Quellen fraglos, da muss man nichts erklären. Umso desaströser ist deren Zerstörung, Verschüttung, Austrocknung, Vergiftung. Auch davon handelt der Essay, wie auch von gelungenem Quellenschutz. Quellen sind zwar Loci amoeni (so nannten die Lateiner «angenehme Orte»), wichtige, bemerkenswerte allzumal; aber es gibt kein deutschlandweites Quellenregister, es gibt allenfalls Schätzzahlen. In Nordrhein-Westfalen (mit gut 34 000 Quadratkilometern Deutschlands viertgrösstes Bundesland) sollen es 100 000 sein. Ungefähr.



Die Ungenauigkeit bei der Quellenerfassung liegt an der Fassung beziehungsweise an deren Fehlen: Erfasst wurden vorrangig Quellen, die – zum Beispiel, um sie besser ausschöpfen zu können – gefasst sind. Die vielen kleinen, teils winzigen, meist unscheinbaren Quel-

Lange war das Beten an Quellen den Gläubigen streng verboten.

len verschwanden und verschwinden häufig – unbekannt und unbenannt. Einer der meistbeschwiegenen Abflüsse unserer Überlebenschancen – als vom Wasser abhängige Wesen. Wieso ist das so unbekannt, wundert sich Rasper, wo doch Wasser als Weltthema in aller Munde ist?

Ganz in seinem Element ist der Autor dort, wo es um die geht, für die sein Herz schlägt: um Lebewesen. Gern auch die Wesen der Quellen – oder, etwas weiter gefasst, die des reinen Wassers. «So nach und nach bekommen wir Übung darin, wenigstens die Rhön-Quellschnecke zu finden und zu erkennen. <Schneckenparty!>, ruft die Praktikantin begeistert und präsentiert ein Ahornblatt mit sechs oder sieben der uns nun schon bekannten schwarzen Pünktchen.»



Spektakulär: Der Blautopf in der Schwäbischen Alp.

Kunst, Glaube, Profit

Rolf Hürzeler

Ulinka Rublack: Dürer im Zeitalter der Wunder. Kunst und Gesellschaft an der Schwelle zur globalen Welt. Klett-Cotta. 640 S., Fr. 56.90

Der grossartige Albrecht Dürer wusste um seinen künstlerischen Wert. Schade nur, dass seine wohlhabenden Auftraggeber diesen zu wenig kannten – oder nicht kennen wollten. Zu diesem Befund kommt die Cambridge-Historikerin Ulinka Rublack in ihrem Buch «Dürer im Zeitalter der Wunder» über die Kunst in der frühen Neuzeit: «Wie man ein grossformatiges Gemälde ordentlich von eigener Hand und gleichzeitig profitabel ausführt, beschäftigte Dürer fortwährend.» Sie belegt die fehlende Anerkennung anhand von Briefen, die Dürer (1471–1528) dem wohlhabenden Frankfurter Kaufmann Jakob Heller geschrieben hatte.

Heller wollte sich und seiner Frau mit einem aufwendigen Altar-Triptychon göttliches Wohlgefallen im Jenseits sichern. Albrecht Dürer und sein Kollege Matthias Grünewald hatten den Auftrag, es zu malen. Zumindest, solange es nicht zu teuer war. Hellers Knaus-

rigkeit blieb dem deutschen Sprachschatz erhalten – «auf Heller und Pfennig».

Ulinka Rublack stellt Dürers Leben und seine Kunst in einen europäischen Kontext. So versah die Autorin ihr Buch mit dem Untertitel «Kunst und Gesellschaft an der Schwelle zur globalen Welt», wobei der globale Austausch von Kulturgütern natürlich viel weiter zurückreicht. Richtig ist hingegen ihr Befund über den speziellen Charakter des weltweiten Austauschs zu jener Zeit: «Die Liebe zur Kunst und die Faszination für den Handel verbanden Europäer unterschiedlicher Herkunft und Glaubensrichtungen miteinander.»

Kunst und Glaube

So führte die damalige Form der Globalisierung mit der Erforschung neuer Weltgegenden wie Afrika oder Amerika zu engeren Verflechtungen von Kunst und Kommerz. Denn mit den exotischen Objekten aus Übersee entstand ein wachsender Markt, von dem europäische Künstler wie Dürer profitierten. Die Nachfrage ermöglichte ihm zwar eine gewisse Unabhängigkeit von den Auftraggebern, aber seine zeitweiligen Existenznöte trieben ihn besonders in jüngeren Jahren trotzdem um: «Er musste seine Kunden zufriedenstellen und gleichzeitig für sein Auskommen sorgen.»

Inspiration fand Dürer in Venedig. Die italienische Kunst galt in der Renaissance als Massstab der europäischen Künstler. Nach seiner Rückkehr nach Nürnberg hielt sich Dürer für reif genug, sein grösstes sakrales Werk in Angriff zu nehmen, den Heller-Altar, dessen wesentliche Teile heute in Frankfurter Museen zu sehen sind. Das wichtigste Element mit einem Dürer-Selbstporträt ist indes nur als Kopie erhalten, nachdem das Original einem Brand zum Opfer fiel.

Die Eigendarstellung Dürers auf diesem Altar charakterisierte ihn perfekt. Er zeigte sich in Christus-ähnlicher Manier mit langem Haar und einer Tafel in der linken Hand. Kunst und Glaube gehörten für den tief religiösen Künstler zusammen, auch wenn ihm die Religionskriege seiner Zeit zuwider waren. Dürer war

Die mit der Reformation aufkommenden Umwälzungen gefährdeten sein Geschäft.

zwar ein Lutheraner, fürchtete indes die mit der Reformation aufkommenden sozialen Umwälzungen. Sie gefährdeten sein Geschäft.

Rublack hat mit «Dürer im Zeitalter der Wunder» ein vierteiliges Buch verfasst. Lediglich im ersten Teil setzt sie sich intensiv mit dem Künstler auseinander. In den weiteren Kapiteln beschäftigt sie sich mit späteren Kunstliebhabern und Sammlern, etwa der Geschäfts- und Banker-Dynastie der Fugger. Dürer selbst ging in den Jahren nach seinem Tod als Künstler vergessen und wurde erst ein Jahrhundert später neu entdeckt. Er gilt seither als der wichtigste deutsche Renaissance-Künstler, bewundert etwa für die akribische Darstellung betender Hände, die er als Skizze für den Heller-Altar gezeichnet hatte.

Dürer musste im Streit um den Altarpreis mit Mäzen Heller schliesslich einlenken, so dass er den Auftrag so schnell wie möglich loswerden wollte. Deshalb reduzierte er die Darstellung radikal. Anstelle der versprochenen hundert Figuren «platzierte er Maria, Christ und Gott in der Mitte. Dazu kamen sein Selbstporträt sowie zwanzig Gesichter von Putten, für die er sicherlich nicht lange gebraucht hat.»

Dürers Kalkül ist nachvollziehbar, denn die Malerei war zu seiner Zeit wesentlich aufwendiger als heute. So konnte er die Farbe nicht einfach aus der Tube drücken. Er musste vielmehr laufend mit Farbschichten experimentieren. Alchemie war damals wichtiger als Chemie. Auch die Maltechnik mit Pinseln war weniger entwickelt. Die Röntgenaufnahmen seiner Werke verweisen auf zahlreiche Fingerabdrücke. Offenbar verstrich er die Farbe mit seinen Fingerkuppen. Somit malte er sein Selbstbildnis auf dem Heller-Altar teilweise im Wortsinn mit eigener Hand.



Zeitweilige Existenznöte: Albrecht Dürer, Selbstporträt, 1498.

Der erste Netflix-Roman

Dagmar Just

Markus Gasser: Lil. C. H. Beck. 238 S., Fr. 33.90

«Lil» ist ein verrücktes Buch. Nicht nur, weil es anfangs in einem Irrenhaus für Luxuspatienten spielt, wo Lillian Cutting, genannt Lil, durch einen Coup ihres Sohnes eingesperrt, mit Morphium vollgepumpt und mit abstrusen Behandlungsmethoden fast um den Verstand gebracht wird – damit er sie später als geistig verwirrt entmündigen lassen und beerben kann.

Schräg ist auch, dass der Autor diesen Mutter-Sohn-Konflikt als Psycho-, Gerichts- und Rachethriller erzählt und obendrein auch noch Platz für eine Rahmenhandlung mit einem sprechenden Hund, für eine Abrechnung mit den Scharlatanerien der Psychoanalyse, für einen grässlichen Fall von #MeToo und allerhand verbale Grabenkämpfe zu aktuellen Themen wie Frauenemanzipation, Geschlecht und Rassismus findet.

Alles auf nur gut 200 Seiten, die überdies nicht einmal im Hier und Heute angesiedelt sind, sondern im New York des «Gilded Age», des «Vergoldeten Zeitalters», als das Mark Twain die bizarren Auswüchse von Amerikas Wirtschaftswunder nach dem Bürgerkrieg in seinem gleichnamigen Roman von 1873 schilderte. Lillian Cuttings Martyrium beginnt konkret in den frühen 1880er Jahren jener legendären Ära, als die Öltycoons und Stahlgiganten mit den klingenden Namen, die Rockefellers, Vanderbilts und Carnegies – die im Buch Belmoral und Vandermeer heissen – den Ton am Hudson angaben.

Die Freiheitsstatue stand da noch nicht im Hafen von New York, und die Brooklyn Bridge war auch noch im Bau. Aber den Central Park gab es schon, die ersten Hochbahnen verbanden New York mit Harlem, und auf der heutigen Roosevelt-Insel unterhielt das städtische Bellevue Hospital bereits jene Frauenpsychiatrie, deren katastrophale Zustände Nellie Bly wenige Jahre später undercover als erste Investigativjournalistin der Welt am eigenen Leib erfahren und in ihrer spektakulären Reportage «Zehn Tage im Irrenhaus» 1887 publik machen sollte.

Rosamunde-Pilcher-Charme

Verglichen damit wirkt das New York des Romans mit seinem Psychosanatorium für Superreiche, den bunten Droschken, mondänen Glaspalästen und opulenten Dinnerpartys, den singvogelbestückten Businesshotels und der dekorativen Chinatown-Folklore zwar seltsam unwirklich und wie überzuckert. Aber

das Setting passt wiederum ideal zu den Figuren, die alle diesen Rosamunde-Pilcher-Charme haben.

So ist die mit dem gierigen Sohn gestrafte Heldin eine millionenschwere Eisenbahnmagnatin, die im Geschäftsleben Erfolge sammelt wie ihre Erzfeindin Eliza Vandermeer Perlen und Diamanten, im Alltag aber herzensgut und grosszügig ist, hochsensibel, radikal feministisch, antirassistisch, musisch und gegenüber den Bosheiten der eignen Klasse naiv wie ein Schaf.

Noch übertriebener wirkt Chev, ihr Mann, der vor ihrer gemeinsamen Zeit «auf Seiten der Griechen gegen die Türken kämpfte, [...] die Hafenstadt Korinth zu einer Festung umbaute und auf den Inselstützpunkten der Freiheitskämpfer in der Ägäis Lazarette errichtete», bevor er als «General der Nordstaaten» Präsident Abraham Lincoln entzückte, später «die erste Blindenschule Amerikas eröffnete» und schliesslich zum bestbezahlten Augenarzt der High Society avancierte.

Groteskes Märchen

Meint der Autor, der 1967 in Bregenz geboren wurde und in Zürich lebt, das ernst, fragt man sich unwillkürlich, je weiter man liest. Was bezweckt ein Mann, der Anglistik studiert und über Postmoderne promoviert hat, mit diesem bunten Mix aus Baedeker-Prosa, Historytainment und kolportagehaft grellen Effekten?

Auf seinem eignen Youtube-Kanal «Literatur ist alles» klassifiziert Markus Gasser seinen Roman klar als «groteskes Märchen», «echte Spannungsliteratur» und «eine universelle Geschichte über Eigensinn, Freiheit

Der Autor erzählt diesen Mutter-Sohn-Konflikt als Psycho-, Gerichts- und Rachethriller.

und Würde, über die Jagd nach dem grossen Geld, über listige Söhne und unversöhnliche Töchter». Aber kann das nicht eine bescheidene Umschreibung für eins der radikalsten Experimente der Gegenwartsliteratur sein?

Womöglich erwähnt Markus Gasser die Dattierung «Entstanden Juni 2022 bis Juli 2023» am Ende von «Lil» ja deshalb explizit, weil er auf einen Leser rechnet, der in Gedanken ergänzt, dass die amerikanische Historienserie «The Gilded Age» über das «glamouröse New York der 1880er Jahre» im Januar 2022 gestartet ist. Und weiter, dass die Emmy-dekorierte HBO-Serie den Autor vielleicht zu dem verrückten Versuch inspirierte, den übermächtigen Streamingkonzernen mit den Mitteln der Literatur den Kampf anzusagen und den ersten Netflix-Roman des 21. Jahrhunderts zu verfassen?



Die Bibel

Eine andere Sicht auf Russland

Ich bin der HERR und keiner sonst. Der das Licht bildet und die Finsternis schafft, der Heil vollbringt und Unheil schafft, ich, der HERR, bin es, der all dies vollbringt (Jesaja 45, 7). – Die Ereignisse in der Ukraine beobachte ich zunehmend ratlos. Für den Angreifer empfinde ich keine Sympathie. Dennoch macht es mich stutzig, dass westliche Parteien und Personen, die jahrzehntelang Pazifisten waren, in Kriegsgeheul ausbrachen und nun seit zwei Jahren für Aufrüstung und Waffenlieferungen werben. Fliegen politische Bekenntnisse so rasch über Bord? Die Kriegsrhetorik verleitet überdies zur Schwarzweissmalerei, wo man alles Finstere auf den Gegner projiziert und alles Gute bei sich selbst festmacht. Deshalb verstehe ich die Bestrebungen jener, die eine andere Sicht suchen und die russische Führung verteidigen oder verstehen wollen.

Allerdings kann ich nicht darüber hinwegsehen, dass Russland seit vielen Jahrhunderten als Sklavensystem Geschichte schreibt. Sein ideologischer Leader Alexander Dugin schrieb im Jahr 2000: «Wir Russen sind das Gottesträgervolk. [...] Sogar unsere Verbrechen stehen unvergleichlich höher als fremde Tugenden.» In den 32 postsowjetischen Jahren führte Russland 20 bis 25 Jahre lang Kriege. Russland scheint auf der Weltbühne die Rolle der despotischen Weltmacht zu spielen, die in der Bibel Ägypten und Assur verkörpern.

Nach dem Eingangszitat ist es Gott selber, der Unheil schafft. Im Exodus lesen wir sogar, Gott habe das Herz des Pharaos verhärtet, sodass er die Israeliten nicht ziehen liess (9,12). Dass Gott in den Despotenherzen mitmischte, kann man ihm übelnehmen. Aber Russland ist nicht einfach des Teufels. Und Putin ist kein ausserirdisches Monster. Er ist ein Mensch, mit dem man eines Tages wieder reden wird. Vorerst muss man sich gegen seine Übergriffe wappnen.

Peter Ruch

Beyoncé's Retourkutsche

Die R-'n'-B-Königin hat ein Country-Album veröffentlicht. Tatsächlich?

Thomas Würdehoff

Beyoncé: Cowboy Carter. Columbia Records

Linda Martell: Color Me Country. Plantation Records

Nein, es ist nicht einfach nur eines dieser Country-Alben. Ein Stetson und ein galoppierender Schimmel auf dem Cover sind beileibe kein Beweis für echte Hillbilly-Sounds. Schon gar nicht, wenn eine Beyoncé auf dem Gaul sitzt.

Mit launigen Sätzen in dieser Preislage fing das Drama an. Vor acht Jahren war das. Beyoncé war irgendwie Vater-bewegt und hatte anlässlich einer Versöhnung mit ihm das *yeehaw*-mässige «Daddy Lessons» geschrieben, erschien auf dem weithin gerühmten Album «Lemonade». Sie reichte den Song bei der zuständigen Kommission der Grammy-Awards für die Abteilung Country ein. Das wäre was, der erste Country-Grammy für eine schwarze Lady! Unterstützung erhielt die Texanerin von der Country-Girlgroup The Dixie Chicks, die das Stück auf ihrer

Man lud sie als Stargast zur Gala der Country Music Awards ein – fast schon die Vorhöhle des Löwen.

Tour gecouvert hatte und sie nach Nashville als Stargast zur Gala der Country Music Association Awards einlud – fast schon die Vorhöhle des Löwen. Man stellte also den fraglichen Song vor, und es kam, wie es kommen musste: Beyoncé sang und siegte. Der Saal tobte.

Aber weil nicht sein kann, was nicht sein darf, wurde «Daddy Lessons» nicht für die Grammy-Auswahl zugelassen. Es hatte nämlich nach der umjubelten Darbietung von Beyoncé und den Chicks nicht nur einen anschwellenden Shitstorm gesetzt, es wurde auch unüberhörbar genölt und genörgelt. Und da man in Country-Kreisen sein Bud gern ungestört trinkt, erteilte die Academy Queen Beys schmissiger Nummer kurzerhand eine Abfuhr. Kein Grammy für Daddy, der Fall schien erledigt. Doch nein – der Ärger sollte erst noch kommen.

In diesem Fall sei zwischenbemerkt, dass die barsche Zurückweisung keine Arme traf. Allein bis 2016 hatte die Vielseitige eine Armee von 20 Grammys in ihren Regalen sortiert (inzwischen angewachsen auf 32!) – für Pop, Rock, R&B und Rap. Aber eben noch keine Auszeichnung für «Country» und auch keine Trophäe für das «beste Album» (unbegreiflicherweise hat Taylor Swift bereits vier davon). Schon schwebte das unschöne Wörtchen «Rassismus» durchs Gelände.

Ansammlung fröhlich-genialer Bastarde

Aber mal ganz unter uns: Was ist das für ein seltsames Gewerbe, das seine Preise in streng geordnete Genres unterteilt? Popmusik in ihrer Gesamtheit besteht erfreulicherweise vorwiegend aus einer Ansammlung fröhlich-genialer Bastarde. So ist die Entwicklung des Rock'n'Roll ohne Blues oder Country-Schnulze kaum denkbar; dass Soul ohne die Spiritualität der Gospel-Ausschweifungen möglich gewesen wäre, ist wohl auch auszuschliessen. Und welche Väter und Mütter neben Bach, Blues und allerlei Folklore noch an der Wiege des Jazz standen – darauf wollen wir uns gar nicht erst einlassen.

Nach dem Njet der Country-Academy sattelte Beyoncé die Pferde und sann auf Vergeltung. Und die – das sei vorab verraten – ist ihr auf subtilste Weise gelungen. Die brillante Retourkutsche der Texanerin führt zugleich auf ernüchternde Weise den Zustand der amerikanischen Musikindustrie vor. Seit Wochen schon machten im Internet Andeutungen, Gerüchte und Gewissheiten die Runde. Da wedelte die wackere Dolly Parton schon im Dezember heftigst mit sämtlichen Zaunpfählen, wie schön es doch wäre, wenn eine wie Beyoncé ihr Lied «Jolene» nochmals interpretieren würde, «kind of like how Whitney did my «I Will Always Love You»». Zeitgleich ward die Umraunte wiederholt in den einschlägigen Social Media immer wieder zu Pferde gesichtet. Schon Monate vorher waren digitale Rauchzeichen aufgestiegen und liessen wissen, dass die Dame aus Houston womöglich ein Country-Album vorbereite.

Dann war es so weit. Am 11. Februar wurden «Texas Hold 'Em» und «16 Carriages» veröffent-



Digitale Rauchzeichen: Popstar Beyoncé.

licht und legten einen Traumstart hin: Eine Country-Radiostation in Oklahoma entschied umgehend, die stampfende Tanznummer nicht zu spielen («as we are a country music station») und lancierte so prompt eine Diskussion über schwarze Künstler in der vermeintlich blütenweissen Welt der Hillbillys. Prärie-Troubadour und Serienstar John Schneider («Dukes of Hazard») kommentierte Beyoncé's Country-Ambitionen erst mal lässig von oben herab: «Jeder Hund muss jeden Baum markieren, oder?» Besser konnte es für Beyoncé nicht laufen.



Denn plötzlich drehte der Wind. Nach einer Petition, #Beyonceiscountry und einem öffentlichen Aufschrei explodierte die Nummer mit dem virtuosen Banjo-*fingerplucking* international und führte schliesslich ganz nebenbei dazu, dass Beyoncé als erste schwarze Interpretin die Country-Charts anführte. Punkt für Beyoncé.

Das Album ist nun zur Gänze da, und die Kritik ist sich überwiegend sicher: «Cowboy Carter» ist ein ganz vorzügliches Album. Und tatsächlich, es ist ein vorzügliches Album. Zu allererst:

Die 27 Stücke sind inspiriert, abwechslungsreich und mitreissend. Man kann sich die Tracks durchgehend anhören, ohne sich zu langweilen, die Abfolge stimmt und hängt an keiner Stelle durch. Immer wieder setzt es Impulse.

Gleich zu Beginn akzentuiert Beyoncé das Album mit einem gospelähnlichen Choral, in dem sie tatsächlich nochmals auf die Grammy-Klatsche eingeht («Used to say I spoke <Too country>/ And the rejection came, said I wasn't <country 'nough>»), eine Einleitung, die in eine sehr ekstatische Soul-Passage übergeht. Ein

Schlüsselsatz fällt: «But if that ain't country, tell me what is?» Abgesehen von der historischen Tatsache, dass Countrymusik eine schwarz-weiße Angelegenheit ist und schon immer war, berührt diese Tradition das Selbstverständnis Amerikas.

Beyoncé demonstriert auf «Cowboy Carter», dass sie Country kann. Und sie zeigt es auf die eleganteste Weise. Wenn sie auf «16 Carriages» einfach nur durch den schleppenden Rhythmus auf Merle Travis' ikonischen Klassiker «Sixteen Tons» verweist und im musikalischen Aufbau unschwer die Torturen der Sklaverei andeutet, vergisst man ohne Weiteres den etwas seichten Text über die Plackerei des Tourlebens. Musikalisch jedenfalls sind Beyoncé's sechzehn Wagen schon jetzt eine Nummer für die Ewigkeit.

Und plötzlich: die Beatles

Unvermittelt läuft dann «Blackbird». Ja, «Blackbird» von den Beatles. Wie auf dem «Weissen Album»: McCartney, der mit dem Fuss den Rhythmus tapst, seine Gitarre mit all den pfeifenden Nebengeräuschen, die beim Gleiten der Finger über die Saiten entstehen, und dann Beyoncé's Stimme, die die Phrasierung, den Atem, jedes Detail der Urfassung übernimmt – nur ergänzt von einem überirdisch schönen vierstimmigen Frauenchor und einem diskreten Orchesterarrangement.

Ein Country-Album also? Natürlich, aber eben nicht im gewohnten Sinn. Irgendwann hört man noch eine freundliche Ansage von Dolly Parton auf der Mailbox, und dann, endlich, singt Beyoncé auch «Jolene», bravurös, aber mit dem Unterschied, dass die Heldin ihren Mann am Ende nicht freiwillig loslässt, sie ergibt sich nicht so einfach ihrem Schicksal. Beyoncé kann Country, und sie hat Zeugen. Nicht nur Dolly Parton auf der Telefonansage, sondern eine, die das Leben ohne Grammy kennt.

«Genres are a funny little concept, aren't they?», mokiert sich die inzwischen 83-jährige Linda Martell zu Beginn des Songs «Spaghetti» achselzuckend. Die Afroamerikanerin Martell hatte auf sanften Druck der Plattenfirma vor 55 Jahren eine Country-Platte («Color Me Country») eingespielt (die man hier nur mit allem Nachdruck empfehlen kann) und wurde dann auf alle Zeiten vergessen. Eine Country-Platte mit *twang* und Swing und allem Drum und Dran ist es geworden. Ein Grammy? Das wäre damals ein eher surrealer Vorschlag gewesen.

Es gibt Alben, die sind Wegmarken. «Thriller» war so ein Ding, «Sergeant Pepper» war ein solcher Meilenstein, und «Cowboy Carter» ist das wahrscheinlich auch. Ein facettenreiches Album über die Unerbittlichkeit des Siegenmüssens in einem Geschäft, in dem das Siegen zum Überleben gehört. Ein vorzügliches Album. Doch danach sollte man sich mit der Musik von Linda Martell entspannen.



Fernsehen

Armselige Abrechnung

Wolfgang Koydl

Ausser Dienst? Die Gerhard-Schröder-Story: Porträt von Lucas Stratmann. ARD. 8. April. In der ARD-Mediathek abrufbar.

Wer war wichtiger für Deutschland – Gerhard Schröder oder Lucas Stratmann? Für diejenigen, die nur den Altkanzler kennen: Stratmann hat ein einstündiges Porträt über ihn gedreht. Doch der TV-Journalist ist gefühlt fast ebenso oft im Bild zu sehen wie der Politiker: Mal bildschirmfüllend das Gesicht, mal über einen Golfplatz schlendernd, mal schräg von hinten, den Gegenstand seines Berichts kritisch beäugend.

Guter Journalismus bedeutet, dass der Berichterstatter bis zur Unsichtbarkeit in den Hintergrund tritt. Doch Stratmann hat gar nicht diese Absicht. Er will nicht den Staatsmann Schröder zu dessen 80. Geburtstag porträtieren, sondern seine persönliche Abrechnung mit Gas-Gerhard, dem Kremлтroll und Putin-Versteher durchziehen. Ja nicht gegen den Mainstream aufmucken.

Über Schröder, den Basta-Kanzler, der Deutschland aus dem Irakkrieg heraushielt und mit schmerzhaften Reformen das Leben leicht machte für seine Nachfolgerin Angela Merkel, war kaum etwas zu sehen; stattdessen moralisch aufgeladene Kritik an der ach so verhängnisvollen Russlandhörigkeit Schröders.

Doch der führt seinen täppischen Interviewer immer wieder souverän vor – mit Nachhilfestunden in Realpolitik, in der scheinheilige Doppelmoral nichts zu suchen hat. Wenn Stratmann keine Replik einfällt, tritt er einfach in einem Kommentar aus dem Off nach. Der älteste Trick des Gewerbes – und auch der schäbigste.

Seine Kritiker in der eigenen SPD nennt Schröder mehrmals «armselig». Ein schönes Wort und auch so passend auf dieses TV-Porträt.

Kunst

Schönste Abstraktionen, glühende Gegenwart

Angelika Maass

Augusto Giacometti: Freiheit und Auftrag. Kunsthaus Aarau. Bis 20. Mai. Ausstellungsführer, 77 S., 29 Abb., Fr. 10.–

Eigenartig. Das sagt sich so leicht, doch bei Augusto Giacometti (1877–1947) trifft es genau zu. Er war es als Künstler und als Mensch, als Mensch mit höchst seltsamem Frauenbild und derart unpolitisch, dass es kaum zu begreifen ist. Als Künstler trotz grosser Erfolge empfindlich, verletzlich, sich oft allein fühlend. Integer. «Ach, das Schönste ist doch malen. Alles andere ist Geschwätz.» So heisst es im Tagebuch des 55-Jährigen, den man als «Grenzgänger eigener Prägung» und in jüngerer Zeit als «Pionier der abstrakten Malerei» bezeichnet hat – Schönheit geht diesem Künstler über alles.

Das ist mitunter auch sein Problem. Es wird denen, die die Schau im Kunsthaus Aarau besuchen, spätestens im Blumenkapitel in der Mitte der Ausstellung bewusst. Da blüht es in

allen Farben von der mit über zwei Dutzend Bildern bestückten Blumenwand: Krokus und Narzissen, Rosen und roter Mohn; Frühlingshaftes und Herbstliches; Seerosen, Orchideen. Man denkt an die «Feier der Natur», an erfülltes Leben, an Naturschönheit ohne Harm. Längst nicht alle dieser vor allem aus Privatbesitz stammenden Werke sind bedeutend, aber alle sind vor dem Hintergrund eigenen, sinnlichen Erlebens entstanden. Farbereignisse. Als Giacometti 1933 «Gladiolen und Rittersporn» malt und sich am Abend am Duft der Linden in der Nähe seines Ateliers an der Zürcher Rämistrasse erfreut, notiert er in sein Tagebuch: «Ein schwerer, betäubender Duft. So sollte man malen. Nicht Intellekt, sondern Rausch. [...] beim Malen die Rauschseite mehr betonen.»

«Alles Lebende lobt den Herrn»

Nach dem pointierten Auftakt mit der hochauflodernden, aller konkreten Zeit enthobenen «Freude» (1922) und dem Selbstporträt, auf dem der 64-Jährige als leuchtende Erscheinung auftritt, begleiten wir Augusto Giacometti auf dem Weg zu ersten grossen Werken. Ein Weg, der ihn aus dem Bergell über Zürich nach Paris zu Eugène Grasset führte, seinem Lehrer, Vorreiter des Jugendstils, dessen Leitsatz war: «Il



Glühende Farbfantasien: Augusto Giacometti, «Hamburg», 1927.

faut faire des belles choses.» «Jugendstil und Symbolismus» heisst denn auch das erste von zwölf Kapiteln, die einer verhalten chronologischen, stilistisch-thematischen Ordnung folgen und den Facettenreichtum von Giacomettis *belles choses* vergegenwärtigen. Wie in der ganzen Ausstellung sind auch da überraschende und ikonische Werke zu finden,

Da blüht es in allen Farben von der mit über zwei Dutzend Bildern bestückten Blumenwand.

entstanden in der Pariser Zeit oder den nachfolgenden Jahren, die der Künstler zumeist in Florenz verbrachte. Je nach eigener Augenerfahrung sieht man Giacometti in anderen Zusammenhängen – von Hodler und Klimt bis in die Gegenwart etwa mit Pia Fries. Herausragend neben den beiden lichterfüllten «Contemplazioni» (1900 und 1915), die sich durch Flächenrhythmus und das In-eins von Lebewesen und Landschaft auszeichnen, ist das anspruchsvolle grossformatige Werk «Die Nacht» (1903) – schönlinig, klangvoll, «überirdisch»; dem Gürtel der Nachtgestalt auf Italienisch eingeschrieben: «Alles Lebende lobt den Herrn».



Giacomettis Werk ist erfüllt von magisch-mystischem Licht und glühenden Farbfantasien. Für ihn ist Malerei, wie er 1935 notiert, «eine Kunst des Farbigen», und der Frührenaissance-Künstler Fra Angelico deren Inbegriff. In der Schau zeigt sich, wie sehr sich Giacometti im Reich der Farbe auskannte, wie vielseitig er sich auf diesem Experimentierfeld bewegte und was er bei seinen Farbuntersuchungen herausfand. Vor allem auch: wie nachhaltig seine Farbstudien waren, jene rasterartig angelegten, bald aus der Anschauung der Natur, der Erfahrung von Kunstwerken oder aus der Fantasie geschöpften «Abstraktionen».

Absolut faszinierend, wie dieser Künstler beides beherrscht, das Ungegenständliche, abstrakt «Erinnerte», und das Malen nach der Natur. Dass manche der späteren Gemälde (ab den 1920er Jahren) vergleichsweise banal oder allzu dekorativ wirken, nimmt man in der sorgsam bestückten, durch viele Dokumente bereicherten Schau in Kauf, denn auch das gehört zu Giacometti. Schön aber, wie in Aarau der ganze Künstler im Zentrum steht, neben dem freien auch der Auftragskünstler – mit realisierten und nicht realisierten Wandarbeiten, besonders jedoch mit Glasmalerei vor allem für sakrale Bauten. Um Augusto Giacometti als Glaskünstler zu erfahren, muss man allerdings hinaus – nach Adelboden, Chur und Frauenfeld, nach Zürich mit Gross- und Fraumünster und Pauluskirche.

Serie Im Banne der drei Sonnen Benjamin Bögli

3 Body Problem (USA 2024) von David Benioff, D. B. Weiss, Alexander Woo.
Mit Jess Hong, Jonathan Pryce, Jovan Adepo, Rosalind Chao, Benedict Wong, Eiza González
1 Staffel (8 Folgen). Auf Netflix

Das Drumherum bei dieser Serie, die derzeit heiss diskutiert wird, ist beinahe interessanter als die filmische Umsetzung. Bereits zur Vorlage, dem gleichnamigen Bestseller-Roman des Chinesen Liu Cixin von 2007, liesse sich ein Seminar abhalten. Ganz kurz erklärt: Einer chinesischen Wissenschaftlerin, der Menschheit überdrüssig, die während Maos Kulturrevolution aufgewachsen ist, gelang es, mit der Bevölkerung eines unbekanntes Planeten Kontakt aufzunehmen. Die Kommunikation findet nun, in der heutigen Zeit, über eine Videogame-ähnliche Welt statt, in die sich eine kleine Gruppe von jungen Forschern einloggen kann. Die Trisolariier, so heisst das fremde Volk, sind allerdings keine Freunde, sie streben die

Weltherrschaft an und wollen auf die Erde umsiedeln.

Ihr grösster Feind nämlich ist die Natur. Der Planet Trisolaris wird von drei Sonnen beschienen. Diese verhindern das Erreichen einer vorhersehbaren Umlaufbahn. Das heisst, dass auf Trisolaris manchmal gute Bedingungen herrschen, es kann aber ohne Vorwarnung viel zu heiss oder viel zu kalt werden, um zu überleben. Die Bevölkerung hat ein «3 Body Problem». Ein Begriff aus der Physik, Dreikörperproblem auf Deutsch, der darauf verweist, dass für drei Massen, hier Sonnen, keine besonderen Regeln gelten und eine exakte Berechnung von deren Verhalten deshalb unmöglich ist. Die Lösung des Problems für die Trisolariier: der ganz grosse Sprung nach vorn – zum Erdball.

Gemischte Reaktionen in China

Netflix holte zwei Branchenriesen ins Boot und liess die Serie von den beiden «Game of Thrones»-Machern David Benioff und D. B. Weiss entwickeln. Da Lius Romanvorlage eine Trilogie ist, dürften mindestens zwei weitere Staffeln folgen. Den rein chinesischen Stoff verarbeiteten Benioff und Weiss zu Multikulti: Ein grosser Teil der Geschichte spielt sich in Oxford bei den jungen Wissenschaftlern ab. Die Gruppe besteht aus Asiaten, Weissen und Schwarzen. In China gibt es kein Netflix, man kann aber auch dort die Länderblockade umgehen. Die Reaktionen sind gemischt. Manche sind begeistert, einige finden, die Serie zeige ein zu negatives Bild ihres Landes. Im Brennpunkt ist das brutale kommunistische Mao-Regime. Liu versteckte die Gewalt in der Mitte seines Buchs, Netflix setzt sie an den Anfang.

Die Politik Chinas macht «3 Body Problem» aber in grossen Teilen auch aus – und interessant. Für den Historiker Niall Ferguson ist es offensichtlich: «Die tiefere Bedeutung des Buches liegt sicher darin, dass Trisolaris gleich China ist. Die drei widerstreitenden Körper sind keine Sonnen, sondern Klassen: Herrscher, Intellektuelle, Massen», schrieb er einmal. Hinzu kommt, dass es sich bei den Trisolariern um gnadenlose Kollektivistinnen handelt: «Um das Überleben einer Zivilisation als Ganzes zu ermöglichen, geniesst der Einzelne fast keinen Respekt. Wenn jemand nicht mehr arbeiten kann, wird er getötet», sagt ein Alien im Buch. So geht es bei «3 Body Problem» – wie auch in der realen Welt immer wieder – darum: Kann ein langsam fortschreitendes totalitäres Gebilde den flinkeren Individualismus übertrumpfen?

Das klingt alles schwer verdaulich. So ist es nicht. Die Serie unterhält gut. Die meist virtuelle Verbindung zwischen der Erde und Trisolaris hat Kraft und ist originell umgesetzt. Was der Staffel aber fehlt, sind interessante Schauspieler, charismatische Figuren, die man lieb gewinnt oder die einen zum Schaudern bringen – ein Ensemble mit Pfiff.

Film

Pflaumenweiche Tücke

Wolfram Knorr

Coup de chance (F/GB 2023) von Woody Allen.
Mit Lou de Laâge, Valérie Lemercier,
Melvil Poupaud, Niels Schneider

Woody Allen lässt nicht locker. Er dreht und dreht. Selbst die Missbrauchsvorwürfe, die ihn seit dreissig Jahren verfolgen, die Verlags-Boykottierung seiner Memoiren, die Vermögung, in den USA zu arbeiten, die Schauspieler und Schauspielerinnen, die ihm den Rücken kehren – Timothée Chalamet spendete nachträglich seine Gage aus «A Rainy Day in New York» (2019) einer gemeinnützigen Organisation –, nichts und niemand hat den einst gefeierten intellektuellen Clown in eine innere oder äussere Emigration getrieben.

Hollywood und das amerikanische Publikum hat er sowieso immer verachtet und eine Komödie darüber gemacht: Ein ehemaliger grosser Regisseur erhält die Chance, sich mit einem Blockbuster zurückzumelden. Niemand weiss allerdings, dass er inzwischen blind ist. Der fertige Film missrät, wird nach Cannes eingeladen und dort ausgezeichnet. «Hollywood Ending» war 2002 Allens spöttischer Beitrag über die Traumfabrik, die seine Liebe zu höherer Komik mit seinen Idolen Groucho Marx, Freud, Fellini, Bergman nicht kapierte. In Europa dagegen wurde und wird das Werk des inzwischen 88-jährigen geschätzt, ganz besonders in Frankreich. Also dreht er jetzt da.

Als sein 50. Film, «Coup de chance», in Venedig ausser Konkurrenz uraufgeführt wurde, hagelte es prompt Proteste. Der Verdacht allein zählt. Um Verdacht, Zwieltigkeiten geht es auch in «Coup de chance», einer Krimikomödie, die Allen, nach einigen müden Filmen, wie «Rifkin's Festival» (2020), wieder auf der Höhe seiner tragikomischen Kunst zeigt. Es könnte, sagte er in Venedig, sein letzter Film sein; dann wäre es der glänzende Abschluss einer grossen Karriere.

Denn in «Coup de chance», durchgehend in französischer Sprache gedreht, gelingt Allen wieder das leichte Spiel mit mensch-



lichen Abgründen und den kultivierten Figuren, die sich ihres grossbürgerlichen Standes sicher sind. Fanny (Lou de Laâge), glücklich mit dem Pariser Geschäftsmann Jean (Melvil Poupaud) verheiratet, ist eine von ihnen. Auch wenn sie die Weekends auf dem Land langweilig und Jeans Modelleisenbahn albern findet, fühlt sie sich kuschelsicher in der Ehe – bis sie dem Studienfreund Alain (Niels Schneider) über den Weg läuft. Der war schon immer verliebt in sie und lässt Fanny das auch wissen. Alains ungezwungene Art findet sie lustiger als die Wochenenden auf dem Land, und so entwickelt sich bald eine Affäre, und aus der eine grosse Liebe. Auch das gediegene bürgerliche Leben kann wacklig sein.

Elegante Leichtfüssigkeit

Das weiss Jean, sein Berufsleben ist eine Fassade. Um Gewissheit zu bekommen, ob Fanny fremdgeht, beauftragt er einen Privatdetektiv, der beweist: Fanny hat einen Liebhaber. Jean entschliesst sich, zu handeln. Bald vermisst Fanny ihren Geliebten, wird missgelaunt, ist verärgert über dessen feige Flucht. Ihre Mutter (Valérie Lemercier), die von der Affäre weiss, horcht während eines Palavers zwischen Jeans Geschäftspartnern auf, die über verschwundene Konkurrenten spekulieren («wahrscheinlich waren es Aliens»). Sie beginnt an Alains Flucht zu zweifeln, was wiederum Jean zu Ohren kommt. Woody Allen in Bestform erzählt dies mit eleganter Leichtfüssigkeit, der Kameramann Vittorio Storaro liefert das wunderbare Pariser Lokalkolorit.

Im Ensemble brilliert Melvil Poupaud als narzisstischer, moralfreier, pflaumenweich-perfider Bourgeois Jean. Mit aalglatter Frisur und diskretem Kannibalen-Charme versteht er es, mit gönnerhaften Phrasen sein rüdes Wirklichkeitsverständnis elegant zuzudecken. Lou de Laâge als Fanny ist die typische, charmant-kokette allensche Romantikerin, die unter emotionalen Turbulenzen aus dem goldenen Käfig ausbricht, zu ungewissen Ufern.

Die interessanteste Frauenfigur ist Valérie Lemercier als scharfsinnige Mutter, die zunächst schwer begeistert ist vom Mann ihrer Tochter und entsetzt reagiert, als Fanny ihr die Affäre gesteht. Schritt für Schritt pirscht sie sich an Jean heran – der die Schwiegermutter mit gönnerhafter Glätte zur gemeinsamen Jagd aufs Land einlädt. Sie ist, unübersehbar, das weibliche Alter Ego von Woody Allen.

In einem Interview wurde Lemercier gefragt, ob sie keine Bedenken gehabt habe, mit Allen zu drehen: «Nein, ich stehe schliesslich nicht über der US-Justiz [...] Dass ihn Jahrzehnte später Menschen – darunter einige sehr kluge – ohne juristische Grundlage öffentlich verurteilen und es sich gedanklich etwas zu leicht machen, finde ich reichlich irritierend.»



Bunter Flickenteppich:

Pop und Comedy Zeit bleibt stehen, ein Abend lang Mathias Haehl

Songs & Gschichtä: Sina, Bänz Friedli
und Ralf Schlatter live. Bis Ende September.
Auftritte: sina.ch

Es hätte auch ein Krampf werden können, die gefühlvolle Sängerin zwischen zwei Wortdrehsler einzuspannen – doch der sparsam inszenierte «Songs & Gschichtä»-Abend ist allerliebste unaufgeregt, so dass man bedauert, wenn er nach zweieinhalb Stunden vorbei ist.

Am Anfang steht ein einfühlsames Medley aus bekannten Songs zum Thema Zeit von Abba, Bob Dylan und Tom Waits – schliesslich war die Corona-CD «Ziitsammläri» der Walliser Sängerin Auslöser für die Tour zu viert: Sina, Bänz Friedli und Ralf Schlatter stehen und schmettern Gassenhauer mit *arms wide open*. Am Bühnenrand sitzt Patricia Draeger mit ihrem Akkordeon, dem sie mal hauchend-zarte, dann laut-schrille Begleittöne entlockt, ohne dem



Schlatter, Sina, Friedli (v. l.).

ungleichen Trio je die Show zu stehlen. Herzerwärmend, witzig, selbstironisch und unpräzise sind die Lieder und Geschichten, die das Ensemble locker zu einem bunten Flickenteppich knüpft. Roter Faden ist dabei die vergehende Zeit. «The times, they are a-changing» – damit befasste sich die während der Pandemie ausgebremste Sina. Sie war in ihren Wohnsitz am Hallwilersee zurückgebunden, denn sie «hatte Angst um meine Stimme». Was Bänz Friedli eher bewundernd erwähnenswert fand: «Grosse Popstars können sich so einen Wohnsitz leisten», witzelte der Berner Wahlzürcher.

Gefühl des Sichverliebten

Friedli, als Alleinunterhalter mit Kleinkunst-Meriten ausgezeichnet (mit dem Salzburger Stier 2015 und jüngst mit dem Schweizer Kabarett-Preis Cornichon), war seine Bewunderung für Sina den ganzen Abend lang anzumerken. Er lobte sie als begnadete Storytellerin und einfühlsame Leaderin. Mal als «Ursula und die Glückspilze», dann als «Frau Bellwald und die Pfarrerssöhne» bezeichnete er das oft auch in braunen Sofas lümmelnde und kalauernde Trio. Womit klar ist, wer Chefin ist und gleich noch gesagt, wie Sina bürgerlich heisst.

Der stets ausverkaufte Lieder- und Geschichtenreigen schlägt zwischen Blues, Poesie und Slam-Rap immer wieder überraschende Haken. So lacht man über die Fan-Story von Ralf Schlatter, der beim Zmorge im Hotel die gebrauchte Kaffeetasse seines Idols Heather Nova mitgehen lässt. Dann ertappt man sich mit Tränen in den Augen, wenn Sina ihre anrührende Geschichte über Oma «Emma» singt oder Schlatter eine Hollywood-like Kusszene bei der Verabschiedung am Zug auf ihre dramatische Spitze treibt. Und bald schmunzelt man über sich selber, wenn man Friedlis Abenteuer einer über fast einen Monat immer wieder verschobenen Verabredung zu einem Feierabendbier lauscht, weil man, statt einmal kurz zu telefonieren, sich lieber hundertmal via verschiedene Social-Media-Kanäle austauscht und aneinander vorbeiredet.

Alles kommt dermassen locker und manchmal auch improvisiert daher, dass es ergreift und Freude macht. Sinas Kunstmotto stammt bekanntlich von Marianne Faithfull: «Die Kunst des Künstlers ist es, alles leicht aussehen zu lassen.» Dabei weiss man, was dahintersteckt: viel Arbeit.

Tatsächlich ist die Walliserin, die einst als Schlagersängerin begann und im Rückblick auf ihr dreissigjähriges Bühnenjubiläum glatt die erste Dekade auslässt, besser denn je. Sie steht

zu Recht im Mittelpunkt des Abends und lockt wohl auch die meisten Zuschauer an. Im kürzlich erschienenen Buch «Sina – sich treu werden» sagt Patent-Ochsner-Sänger Büne Huber:

Die Walliserin Sina, die einst als Schlagersängerin begann, ist besser denn je.

«Es gab ein tiefes Gefühl des Sichverliebten, als wir zusammen sangen.» Radiomann Markus Wicker, der sie über Jahrzehnte mit Interviews begleitete, erklärt: «Bei Sina bekommen alle Beisshemmung: Sie kann toll erzählen, immer auf überraschende Pointen hin, und das mit viel Humor.»

Sina selber bleibt wie stets bescheiden, sie macht ihren *sidemen* Komplimente, Friedli, der auch singt, und Schlatter, der auch rappt: «Mit Bänz und Ralf fühle ich mich wunderbar, denn ich bin gerne mit Menschen, die besser sind als ich. Nur so komme ich weiter, wir lernen gegenseitig voneinander.» Fazit dieser «Songs & Gschichtä»: Unsere Zeit bleibt stehen – wunderschön und einen wunderbaren Abend lang.

Jazz

Grosse Wasserverdrängung

Peter Rüedi

Kathrine Windfeld Sextet: Aldebaran.
Stunt Records STUCD 23122

Im Jazz gilt eine Gruppe von vierzehn bis vielleicht gut zwanzig Musikern schon als eine Big Band, ein grosser Verband. Im Vergleich mit klassischen Orchestern (für Berlioz, Wagner etc.) sind das geradezu kammermusikalische Besetzungen. Allein, die Kraft einer Band hängt ja nur sehr bedingt von der Anzahl der Beteiligten ab. Und so gibt es (im Jazz) kleine Formationen, welche die Power einer viel grösseren Band entwickeln. Das Sextett der dänischen Pianistin, Komponistin und Arrangeurin Kathrine Windfeld ist so ein Fall.

Nicht von ungefähr. Windfeld, 1984 in Svendborg geboren, sorgte mit vier Alben einer eigenen Big Band für Furore mit Crescendo: «Aircraft» (2015), «Latency» (2017), «Black Swan» (2018), «Orca» (2020). Daneben arbeitete sie für Big Bands in Deutschland, Schweden und Finnland, wurde in ihrer Heimat und in Grossbritannien mit Preisen ausgezeichnet und für ihre sehr eigene Kunst des Arrangements gepriesen, eine Mischung von subtil nuancierter Klangalchemie (der Verwandlung mehrerer individueller Stimmen in einen kollektiven Sound) und enormer Power. Bald schon verglich man sie mit ikonischen Grossen in ihrem Fach: Mary Lou Williams, Carla Bley oder Maria Schneider. Wie immer: Ihren Text (und Subtext) schreibt sie in einer eigenen Sprache.

Neben ihrer Arbeit im grösseren Format arbeitete sie auch immer in kleineren Besetzungen, aber erst jetzt erscheint das erste Album mit eigenen Kompositionen im Sextett, mit den beiden Polen Tomasz Dabrowski (Trompete) und Marek Konarski (Tenorsaxofon), zwei Schweden, Hannes Bennich (Alt- und Sopransaxofon) und Johannes Vaht (Bass), und dem dänischen Drummer Henrik Holst Hansen. Die kleine polnisch-skandinavische Internationale ist transparent im Durchblick auf die einzelnen solistischen Temperamente, zumal Windfelds eigenes pianistisches Potenzial und Konarskis raumgreifendes Tenorsaxofon.

Aber alle sind in komplexen Engführungen oder packenden Unisono-Passagen so eingebunden ins Kollektiv, dass dieses Sextett mit seiner Mischung aus mitreissenden Up-Tempo-Nummern und poetisch-balladesken Stücken so etwas ist wie eine Big Band in nuce. Ein Sextett mit grosser Wasserverdrängung in beide Richtungen, die nach aussen mit enormem Punch und Swing und die nach innen mit leuchtenden Klangtiefen.



Die letzten Nomaden: Ureinwohner im malaysischen Regenwald, 1986.



UNTERWEGS

Heisses Bier vom Himmel

Alberto Venzago

You must be crazy!», schreit der Bootsführer durch den Lärm des Aussenbordmotors mir zu.

Ich habe versucht, ihm zu sagen, dass ich Bruno treffen werde. Bruno braucht keinen Nachnamen. Alle kennen ihn, den weissen Penan. Bruno ist nicht nur Anthropologe wie Alexander von Humboldt, er ist auch ein Kämpfer.

Der Einbaum gleitet durch die Strömung ans Ufer, wo Rauch aus einem der auf Stelzen gebauten Holzhäuser aufsteigt.

1986 gab es noch kein Mobiltelefon. Man war einfach weg vom Radar. «Die letzte Zivilisation», denke ich. Danach kommt nur noch Terra incognita.

Die Penan sind die letzten nomadisierenden Ureinwohner, die noch nie einen Weissen gesehen hatten. Sie sind bedroht von malaysischen Holzfällern, die den Regenwald abholzen und ihnen den Lebensraum wegnehmen. Sie werden wie Ungeziefer ausgerottet.

Schatten aus dem Nichts

Wir mussten für den dreimonatigen Trip alles Essen mitschleppen. Eines Nachts, mitten im Urwald, sagt Bruno: «Du, wir brauchen dringend Wasser, ich gehe holen.» Und schon ist er weg, samt unserer einzigen Taschenlampe.

Ich bin wie gelähmt. Was, wenn er nicht zurückfindet, wenn Tiere mich überfallen, wenn Schlangen, Insekten mich töten? Ich muss mir die von den Bäumen herunterfallenden Blutegel aus dem Anus herausziehen.

Nach einer gefühlten Unendlichkeit feuere ich mit meiner Leuchtpistole einen Hoffnungsschuss ab. Zisch, und weg ist er. Erst jetzt realisiere ich: Ich bin allein. Der Wald ist ein Dach, sechzig Meter hoch. Die Angst überwiegt. «Ich werde sterben!»

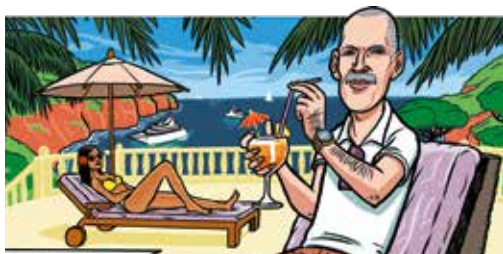
Wie ein Schatten aus dem Nichts taucht Bruno wieder auf. «Wasser!» Am nächsten Tag überqueren wir einen reissenden Fluss. Ich bleibe mit meiner Fotoweste an den schroffen Felsen hängen. Blitzschnelle Entscheidung: ertrinken oder die Kamera verlieren.

Von jetzt an muss ich mit einer kleinen Amateurlinse auskommen. Nach drei Monaten sind wir wieder in der Fast-Zivilisation, auf einer Missionsstation. Ich habe fünfzehn Kilo abgespeckt.

Per Funk rufe ich den nächsten Flugplatz in Miri an. Die Cessna kreist einmal über uns, und dann wird, wie abgemacht, eine Kartonkiste mit Heineken abgesiebt.

Halleluja! Heiss wie Tee. Luxus pur!

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein geschlagener Sack

Mark van Huisseling

Aufmerksame Leserinnen und Leser wissen es: Ihr Kolumnist ist nicht der Meinung, Sam Bankman-Fried, Gründer und ehemaliger Chef der Kryptobörse FTX, gehöre in eine Zelle gesperrt und der Schlüssel weggeworfen. «MvH denkt nicht, Bankman-Fried sei unschuldig. Doch den Betrug des Säkulums hat er weder geplant noch ausgeführt»,

«Mein nutzvolles Leben ist wahrscheinlich vorbei», sagte der 32-Jährige nach dem Urteil.

schrieb ich vergangenen Oktober. Inzwischen wurde das Urteil über den heute 32-Jährigen gefällt – schuldig des Betrugs und der Geldwäsche, «die Geschworenen kamen nach nur wenigen Stunden zu dieser Einschätzung», *Financial Times*. Jüngst verkündete der zuständige Richter das Strafmass: 25 Jahre Gefängnis.

SBF, wie man ihn nennt, hat Glück gehabt, und Pech. Die Höchststrafe für seine Verbrechen – er stahl Kundinnen und Kunden acht Milliarden Dollar laut den Geschworenen und dem Richter – wäre 110 Jahre Haft gewesen (die Staatsanwälte hatten 40 bis 50 Jahre gefordert; seine Verteidiger schlugen sechseinhalb Jahre vor). Doch verglichen mit anderen White-Collar-Fällen, Wirtschaftskriminellen, wurde er eher hart bestraft – Michael Milken, Junk-Bond-König der Wall Street, bekam 1990 eine Strafe von zehn Jahren wegen Wertschriftenbetrugs (er verbrachte bloss zwei Jahre im Gefängnis). Bernard «Bernie» Madoff wurde 2009 zu 150 Jahren verurteilt, weil er Anleger-

vermögen in Milliardenhöhe im grössten Schneeballsystem der Geschichte vernichtete (er starb zwölf Jahre später in Haft, mit 82). Und Elizabeth Holmes, Gründerin des Diagnoseunternehmens TheraNas, befindet sich zurzeit im Vollzug; die 41-Jährige erhielt 2022 wegen Täuschung von Investoren elf Jahre Freiheitsentzug.

8 000 000 000 Dollar – so viel fehlte SBF plötzlich, er hatte Mittel von Kunden seiner Firma, dank der man in Kryptowährungen investieren konnte, für eigene Geschäfte genutzt. Einige davon liessen sich kaum als Geschäfte beschreiben, es waren eher Wetten auf Jungunternehmen, die er abgeschlossen hatte. So weit jedenfalls der Stand Ende 2022, als seine Kryptobörse Pleite machte (nachdem zu viele Anleger ihr Geld zurückforderten).

Inzwischen allerdings trat ein, was der Verurteilte die längste Zeit beteuert hatte: Zahlreiche seiner Geschäfte waren so schlecht nicht gewesen, er hatte Wetten gewonnen. Weshalb das Acht-Milliarden-Loch mittlerweile gefüllt ist mit frischem Geld – FTX kann ihre Kunden *make whole*, wie man in Amerika sagt, ihnen die Einlagen zurückzahlen (dabei kam Bankman-Fried entgegen, dass Kryptowährungen nach dem «Winter», der von Mitte 2022 bis Ende 2023 dauerte, im Augenblick neue Höchstpreise erreichen). Verkürzt: Der Schaden ist wieder gutgemacht, es dürfte keine Opfer geben, die wegen seines Betrugs dauerhafte Verluste erleiden.

Worauf Staatsanwälte entgegneten, das nütze Kunden wenig, die damals, als FTX kein Geld zurückzahlen konnte, in finanzielle Schwulitäten gerieten (und der Richter stimmte dem zu). Stellvertretend wird der Kunde Sunil Kavuri wiedergegeben: Der Konkurs habe seine Zwei-Millionen-Anlage vernichtet, damit habe er ein Haus kaufen und die Ausbildung seiner Kinder zahlen wollen. Mein Mitgefühl mit Mister Kavuri hält sich in Grenzen – so einer ist kein Anleger, sondern ein Zocker. Er hat nicht investiert, sondern gespielt wie im Casino, und verloren (vorübergehend, jetzt bekommt er sein Geld retour; Dollar-Einlage Stand November 2022). Ich bin, nur zum Sagen, auch in Kryptos investiert, mit zirka einem Prozent meines Vermögens – heute hätte ich natürlich gern mehr *in the game*, vor einem Jahr lieber weniger drin gehabt. Für Sam Bankman-Fried ändert das

kaum was. Denn die Staatsanwälte sowie der Richter meinten den Esel – und schlugen den Sack. Der Esel sind Kryptowährungen, gegen sie kämpfen Behörden weltweit, weil sie schwer zu beaufsichtigen sind. Der Sack ist SBF, und er sagte nach dem Urteil: «Mein nutzvolles Leben ist wahrscheinlich vorbei.» Ich hoffe dennoch, er kommt aus dem Knast, bevor er 57 ist, lange vorher.

Seit vor wenigen Monaten einfachere Anlagemöglichkeiten zugelassen werden mussten, sind mehr als sieben Milliarden Dollar in sogenannte ETFs auf Bitcoin et cetera geflossen. Dagegen können auch übereifrige Beamte nichts tun.



UNTEN DURCH

Zufällige Zahl

Linus Reichlin

Letzte Woche wollte ich meinem Freund Bruno den Unterschied zwischen einem Menschen und einem Computer erklären. «Interessiert mich nicht», sagte Bruno, und ich sagte: «Wart's doch ab, du wirst staunen!» Denn es gibt einen entscheidenden Unterschied, der höchst sonderbar ist. Man kann diesen Unterschied anhand eines Versuchs nachweisen. Wenn man tausend Computern die Aufgabe gibt, eine zufällige Zahl zwischen eins und zehn zu wählen, werden in der Auswertung alle Zahlen von eins bis zehn mit je derselben Häufigkeit vorkommen. Bittet man aber tausend Menschen, zufällig eine Zahl zwischen eins und zehn zu wählen, wird immer, bei jedem Versuch, die Zahl Sieben am häufigsten genannt werden. Die Zahlen Eins, Zehn und Fünf werden stets am wenigsten oft genannt werden. «Hochinteressant», sagte Bruno und gähnte, ohne die Hand vor den Mund zu hal-

ten. Ich konnte das Halszäpfchen eines Mannes sehen, der mal wieder überhaupt nichts kapierte. Um die Bedeutung des Zahlenversuchs zu erkennen, muss man wissen, dass die Zahl Sieben nicht zufällig stets am häufigsten vorkommt, wenn Menschen eine zufällige Zahl nennen müssen. Psychologen haben das untersucht: Menschen möchten die ihnen gestellte Aufgabe gut erledigen. Sie wollen eine zufällige Zahl wählen, und so entscheiden sie sich für eine Zahl, die sie für zufällig halten. Eins und Zehn fallen schon mal weg, da sie Anfang und Ende der Zahlenreihe markieren und daher von Menschen als nicht zufällig empfunden werden. Fünf fällt ebenfalls weg, weil es genau die Mitte ist, was wieder als «unzufällig» empfunden wird. Als Nächstes fallen alle geraden Zahlen weg, weil das menschliche Gehirn sie als «geordnet» empfindet.

«Mach's kurz», sagte Bruno, und ich sagte: «Okay du Geistesgrösse, am Schluss können die Leute nur zwei mögliche Zahlen nennen: Sieben und Drei.» Die Drei kommt vielen Menschen aber weniger zufällig vor als die Sieben – und so nennen sie diese Zahl. Die Drei bleibt aber im Spiel, und zwar dann, wenn man die Leute bittet, eine zufällige Zahl zwischen 1 und 100 zu wählen. «Was glaubst du», fragte ich Bruno, «welche Zahl wird in diesem Fall am häufigsten genannt?» – «Die Telefonnummer des nächsten Puffs?», sagte Bruno. Nein, es ist natürlich die 37. Und am zweithäufigsten wird die 73 genannt. Bei den Computern hingegen läuft auch zwischen 1 und 100 alles nach reiner Wahrscheinlichkeit ab: Jede mögliche Zahl wird gleich häufig gewählt werden, weil jede Zahl genauso zufällig ist wie alle anderen.

Das ist eine bahnbrechende Erkenntnis – «Bahnbrechend, Bruno!», sagte ich. Es bedeutet, dass Menschen unfähig sind, eine zufällige Zahl zu wählen. Computer hingegen

Also manchmal schafft es Bruno dann doch, mich zu überraschen!

sind unfähig, nicht eine zufällige Zahl zu nennen. «Bruno», sagte ich, «jetzt nimm mal den Finger aus dem Rektum! Überleg doch mal, was das für die Entwicklung künstlicher Intelligenzen bedeutet!» – «Ist doch klar, was es bedeutet», sagte Bruno, «wenn künstliche

Intelligenzen den Menschen ersetzen sollen, muss man sie so programmieren, dass sie keine zufälligen Zahlen mehr wählen, sondern solche, die sie für zufällig halten. Dann sind sie so wie wir. Und irgendwann halten sie dann Leute mit blauen Augen für gut und Leute mit braunen Augen für böse und beginnen, die Braunäugigen zu verhaften.»

Also manchmal schafft es Bruno dann doch, mich zu überraschen! Manchmal denke ich, dass er durch das viele Zusammensein mit mir womöglich klüger geworden ist, als gut ist. Irgendwann wird er vielleicht sogar klüger sein als ich. Und dann wird er diese Kolumne übernehmen. Er wird sie besser, schneller und billiger schreiben als ich, und ich werde unter einer Brücke Kochwein saufen und mich fragen, wie ich so dumm sein konnte, Bruno zu einem superintelligenten Geschöpf hochzupäppeln. Die Evolution frisst ihre Kinder!



SEX Die Lust kommt in Wellen Dania Schifftan

Liebe Dania, wenn ich viel Alkohol getrunken habe, ist es für mich (weiblich) beim Sex schwieriger zu kommen als in nüchternem Zustand. Obwohl ich eigentlich lockerer bin. Woran liegt das? S. D., Sursee

Das ist tatsächlich immer wieder eine Herausforderung, und die betrifft nicht nur Sie, sondern viele Menschen. In der Sexualität gibt es ein spannendes Paradoxon. Um eine genussvolle Sexualität zu erleben, braucht es die Fähigkeit, zu entspannen. Wir müssen uns fallenlassen, den Kopf ausschalten und uns dem Moment ganz hingeben. Diesen Zustand erreichen viele Menschen sehr leicht, wenn sie Alkohol trinken. Nach einem leckeren Cocktail oder einem Glas

Rotwein fällt es leicht, sich ganz auf das einzulassen, was man fühlt. Gleichzeitig braucht es jedoch auch Anspannung, um Erregung aufzubauen. Denn die Lust kommt in Wellen und ist im besten Fall ein knisterndes Spiel zwischen Entspannung und Anspannung.

Nun wirkt Alkohol so, dass er den Muskeltonus senkt, was dazu führen kann, dass wir uns eher schlapp fühlen. Sind Sie es gewohnt, mit einer hohen Anspannung Lust zu erzeugen? Dann wird

Freuen Sie sich an dem, was sich ergibt, und geniessen Sie das, was Sie empfinden!

es nun schwierig, wenn Sie diese Anspannung unter Alkohol nicht mehr erzeugen können. Das ist ähnlich, wie wenn wir krank oder müde sind beziehungsweise gerade aus dem Fitnessstudio kommen und dann Sex haben. Ich empfehle Ihnen, einen Weg zu finden, wie Sie sich auch ohne Alkohol gut entspannen können. Finden Sie heraus, wie es Ihnen gelingen kann, auf jeden Fall locker zu werden. Und wenn Sie auf Bier oder Sekt in manchen Situationen nicht verzichten wollen, hilft es vielleicht auch, nicht mehr allzu viel zu erwarten. Freuen Sie sich an dem, was sich ergibt, und geniessen Sie das, was Sie empfinden! Sex kann auch ohne einen fulminanten Höhepunkt wunderschön sein.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an
dania@weltwoche.ch



Genre Rückblick



Gelingsicherheit für Emotionserzeugung: Nostalgie im Schweizer Fernsehen.

Man wird den Eindruck nicht los, dass das Fernsehen sich zunehmend selbst verwaltet. «Benissimo» gab nach einer Dekade vor eineinhalb Jahren ein Comeback, «Wetten, dass ...?» zog im Herbst nach, um mit alten Wettkönigen in Erinnerungen zu schwelgen. Am Samstag vor Ostern feierte man bei SRF zwanzig Jahre «Musicstar» mit einer Jubiläumsshow, in der die einstigen Protago-

nisten ihr Stelldichein gaben. Erfüllt das Live-TV mit dem Rückblick in Abgrenzung zu den Streamingdiensten eine Sehnsucht nach Gemeinsamkeit und einem kollektiven Erlebnis? Castingshows altern schlecht und sind nicht von Edelrost überzogen. Nostalgie aber wird im TV zur Gelingsicherheit für die Emotionserzeugung. Die Nostalgie übrigens, schreibt die Philosophin Barbara Cassin, klingt zwar

griechisch, zusammengesetzt aus *nostos* (Heimkehr) und *algos* (Schmerz), tatsächlich sei es aber ein Deutschschweizer Wort, 1678 erstmals von dem Arzt Johann Jakob Harder zur Bezeichnung von Heimweh dokumentiert, an dem die Schweizer Söldner von Ludwig XIV. schmerzlich litten.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS by SCHULZ



Kleines grünes Paradies

An einem unerwarteten Ort am Pazifik wird eine Perle für Architekturfans frei.

Auch im viel besungenen und filmisch festgehaltenen Gebiet von Los Angeles gibt es noch Geheimtipps. Einer befindet sich rund eine halbe Autostunde süd-südwestlich von der Innenstadt entfernt auf dem grünsten Hügel weit und breit in der sonst trockenen Landschaft. Dem Naturphänomen entsprechend, erhielt er seinen Namen: Palos Verdes, was hier so viel bedeutet wie grüne Bäume, heisst die Halbinsel am Pazifik. Besonders im Frühling verzaubert die in der kalifornischen Sonne gleissend grün erscheinende Erhöhung das Auge des Betrachters schon von weitem.

Spezieller Neutra-Bau

Die angenehme Ruhe, die grosszügigen Weiden, eine anmutige Klippenstrasse sowie die prächtige Aussicht auf das Meer und die Küste bis hinauf nach Malibu lassen immer wieder wohlhabende Kalifornier in dieses kleine grüne Paradies fernab vom Hollywood-Rummel ziehen. In den dreissiger Jahren entwarf der amerikanische Landschaftsarchitekt A. E. Hanson dort die *gated community* Rolling Hills. In derselben Zeit entwickelte Hanson auch die be-

deutend bekanntere geschlossene Siedlung Hidden Hills in den Santa Monica Mountains, wo später Berühmtheiten wie Madonna, Kim Kardashian oder Jennifer Lopez hinzogen.

In Rolling Hills wohnen keine Leute mit solch prominenten Namen, hier befindet sich jedoch eine architektonische Perle, die nun zum Verkauf steht. Das Wiener Baumeisteridol Richard Neutra, ein bewunderter Vertreter des Modernismus, errichtete hier in den fünfziger Jahren das Coe House, eines der wenigen Neutra-Gebäude mit Giebeldach. Neutra siedelte in den zwanziger Jahren von Österreich nach Kalifornien über, wo er seine sonst flach überdachten Villen baute. Die berühmteste steht in der Wüstenstadt Palm Springs: das Kaufman Desert House (1946).

Das Coe House, ein Liebhaberobjekt für Architekturfans, verfügt über zwei Schlafzimmer, drei Bäder, etwas Umschwung und steht auf einem knapp 0,5 Hektar grossen Grundstück. Die momentanen Besitzer renovierten das Haus und achteten darauf, das Neutra-Design zu bewahren. Es kostet 5,495 Millionen Dollar – etwas Architekturgeschichte und viel bezaubernde Pazifiksicht inklusive.



Fernab vom Hollywood-Rummel: Coe House in Rolling Hills.



THIEL

Palästina

Diakonin: Die Gewalt in Palästina flammt erneut auf. Kommen die armen Israeli und Palästinenser denn nie zur Ruhe?

Sigris: Es gab schon so viele Friedensinitiativen, aber der gegenseitige Hass erstickt jeden Gedanken an Frieden im Keim.

Diakonin: Sollte denn wirklich kein Frieden möglich sein? Das zu glauben, fällt mir schwer.

Sigris: Man kann noch so ausgewogene Friedensinitiativen unterbreiten. Die Israeli und die Palästinenser scheinen kein friedliches Übereinkommen zu finden.

Diakonin: Israeli und Palästinenser können doch nicht miteinander über Frieden verhandeln, solange sie sich gegenseitig als Feinde betrachten.

Sigris: Als was sollen sie sich denn sonst betrachten? Etwa als Freunde?

Diakonin: Freundschaft wäre die einzige Chance für Frieden. Freunde brauchen keine Friedensinitiativen von aussen, um über Frieden zu verhandeln. Und dass bei Feinden Friedensinitiativen von aussen ebenfalls nichts bringen, sollte man doch inzwischen gemerkt haben.

Sigris: Ja, aber wie sollen aus Feinden plötzlich Freunde werden?

Diakonin: Das geht nur durch Verzeihung und Nächstenliebe.

Sigris: Aber das ist doch die Botschaft Jesu.

Diakonin: Es ist verrückt, ich weiss, aber die Lösung des Konflikts liegt im Neuen Testament.

Sigris: Du meinst, die Lösung für Israeli und Araber heisst «Jesu»?

Diakonin: Und die sitzen in Jerusalem seit 2000 Jahren auf dieser Lösung.

Sigris: Mein Gott!

Diakonin: Genau.

Sigris: Und wer sagt es ihnen?

Andreas Thiel



Mittendrin: Florian Gerhardt, Karl Reichmuth, Silvan Hohl, Tarcis Berberat.



Ski-Fan:
Bildhauerin Melanie Sterba.



Krimhilde Girardelli mit Laurence Rochat
(Mutter und Partnerin von Marc Girardelli).



Seit 35 Jahren verheiratet:
Pirmin und Moni Zurbruggen.



Schoggi zum Schluss:
Marc Girardelli, Roger Köppel und Pirmin Zurbruggen.

BEI DEN LEUTEN

Gipfeltreffen in Zürich

Vor 300 Gästen fand im Hotel «Marriott» der *Weltwoche*-Talk mit Pirmin Zurbruggen und Marc Girardelli statt.

André Häfliger

Bestens gelaunt betraten die beiden Skilegenden Zürcher Boden. Pirmin Zurbruggen kam mit Ehefrau Moni, Marc Girardelli mit Partnerin Laurence Rochat und Mama Krimhilde. Rochat gewann 2002 Langlauf-Team-Bronze an Olympia in Salt Lake City und ist die Witwe von Starkoch Philippe Rochat. Mit grosser Freude begrüsst *Weltwoche*-Chef Roger Köppel an seinem 59. Geburtstag die Bühnengäste: «Als ehemaliger Sportjournalist habe auch ich Ihre Traumkarrieren verfolgt.» Sport sei eine «spielerische Lebenssphäre», könne Menschen verbinden. Was machte Sie zu Champions? Girardelli: «Es ist der absolute Wille zum Sieg. Ich wollte eigentlich nur meine schärfsten Konkurrenten schlagen. Das war in der Regel Pirmin.» Zurbruggen sagte, es brauche Talent und Begeisterung: «Das sind alles wilde Hengste, die vorne sind.» In seiner Jugend sei er nach der Schule oft nochmals auf den Berg: «Weil ich wusste, dass ich um diese Zeit richtig loslegen kann.»

Erinnerungen wurden wach. Girardelli hat mal gesagt: «Pirmin hat mich an die absolute

Grenze getrieben. Viele Verletzungen erlitt ich wegen ihm.» Köppel: «Ihr seid also eine sich gegenseitig befruchtende Eskalation?» Lachen im Saal. Dann sagte Zurbruggen: «Wir beide haben während unserer Karrieren sehr wenig miteinander gesprochen.» Girardelli: «Am meisten jeweils auf den Podien.» Warum? Zurbruggen: «Man verkauft halt nicht gerne seine Stärken.» Girardelli: «Halb so schlimm, mit Joël Gaspoz habe ich noch weniger gesprochen.»

Alsdann kam Köppel auf die Rolle der Frau im Leben eines Spitzensportlers zu sprechen: «Das starke Geschlecht sind die Frauen.» Zurbruggen: «Ich habe im Jahr 1986 eine wunderbare Frau kennengelernt. Sie hat gesehen, was es im Spitzensport braucht, und hat das stets voll akzeptiert.» Girardelli ganz charmant: «Hätte ich zu meiner Aktivzeit eine Frau wie Laurence gehabt, wäre das ein Vorteil gewesen. Sie hätte mich in jeder Situation motiviert. Pirmin wurde stärker dank Monika, keine Frage!» Am Schluss gab es tosenden Applaus.



Begeisterung für die Ski-Idole:
Yannik Amberg und Martin Vogt



«Traumkarrieren»:
Weltwoche-Chef Köppel, Skilegenden Zurbriggen und Girardelli.



Walliser Freunde:
Simon Kalbermatten, Stefan Karlen.



Grosses Interesse:
vollbesetzter Saal im Hotel «Marriott».



«Marriott»-Trio:
Mark Stelmach, Laia Rodriguez, Maximilian Bourkatski.



Lektüre:
Bianca Budescu.

Sinn für Gegensätze

Widder Restaurant, Widdergasse 6, 8001 Zürich;
Tel. 044 224 24 12; Sonntag bis Dienstag
geschlossen; 18 Punkte, zwei Sterne

Köchen, die unerschrocken die eigene Persönlichkeit und Geschichte in ihren Gerichten zum Ausdruck bringen, gehört meine grosse Sympathie. Ein in der Schweiz herausragender Vertreter dieser besonderen Kategorie der gehobenen Küche ist Stefan Heilemann, der im Gourmet-Restaurant des «Widder Hotel» am Rennweg seit einigen Jahren auf beeindruckendem Niveau kocht.

Heilemann verbindet in seinen Gerichten zum einen eine klassische Ausbildung beim grossen Harald Wohlfahrt in der «Schwarzwaldstube» in Baiersbrunn und zum anderen eine persönliche Vorliebe für die einfache Strassenküche Thailands. Was zunächst nach



unvereinbaren Gegensätzen klingt, wird unter den Händen des «Kochs des Jahres 2021» zur vollendeten Harmonie. Beim letzten Besuch wurde mir etwa eine Art Suppe serviert, die man so ähnlich auch auf den Strassen Bangkoks bestellen könnte. In die getrüffelte Soja-Bouillon mit Yuzu legt der 42-jährige Koch aber Gyoza mit Schweinehaxenfüllung, geschmorte Bäckchen, Stücke vom Bauch, etwas Foie gras, wilden Broccoli sowie hausgemachte Eiernudeln. Das ist mit Sicherheit eines der

gewagtesten und ebenso gelungensten Gerichte, die ich seit langem in einem Spitzenrestaurant gegessen habe.

Stefan Heilemann beherrscht zum einen den Umgang mit allen Arten von Produkten der (gehobenen) Gastronomie meisterhaft, zum anderen hat er ein gutes Gespür für die Balance zwischen Säure, Salzigkeit, Schärfe und Süsse, die sich durch seine Gerichte zieht. Der Kaisergranat mit Erdnuss, Erbsen und Tom-Yum-Sauce ist anregend säuerlich-scharf und hat gleichzeitig den ehrlichen Charakter von Streetfood sowie eine luxuriöse Aura, die man in einem Restaurant dieses Niveaus erwartet. So bringt der Koch Gegensätze mühelos zusammen, wenn er grossen Geschmack in ehrlich-unpräntiöser Form präsentiert wie den Petersfisch mit Morcheln, Béarnaise und Escabeche, der sich als eher einfaches Löffelgericht, aber eines der höchsten Qualitätskategorie entpuppt.

WEIN / PETER RÜEDI

Natur pur

Bodegas Los Frailes: Naturel (ohne zugesetzte Sulfite) 2022. Valencia DO. 13,5%. Divo Givisiez. Fr. 15.10 (www.divo.ch)

«Unter uns Brüdern» geht nicht mehr in Zeiten der Gendersprachpolizei. Dennoch sei hier unter Brüdern gesagt: dieser reinsortige, aus der eher maskulinen Sorte Monastrell gekelterte Wein ist ein besonderer Wurf, auch für alle Schwestern dieser Welt. Er stammt von einer Hacienda, die «Casa Los Frailes» heisst. «Haus der Brüder» meint freilich die Brüder eines Jesuitenkonvents, die ihr Kloster und die dazugehörigen Latifundien um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf Druck der spanischen Krone verlassen mussten. Die, immer knapp bei Kasse, verkaufte die Ländereien 1771 an die Familie Velásquez. Sie bewirtschaftet die 130 Hektaren Reben bis heute, in 13. Generation. Maria José und Miguel Velásquez, möchte man meinen, haben also einen Rucksack von beträchtlichem (familien-)historischem Gewicht zu schultern. Allein, sie folgen auf ihrem Gut im Alforins-Tal höchst fortschrittlichen Grundsätzen,



sie betreiben einen biologischen, zum Teil biodynamischen Weinbau. Die «Terres dels Alforins» liegen sozusagen auf der Schnittstelle zwischen kontinentalem und mediterranem Klima. Nur in 55 Kilometern Luftdistanz zur Küste, aber auf einer Höhe zwischen 600 und 700 Metern gelegen, grenzen die Weinberge fast an Kastilien-La Mancha.

Der «Los Frailes Naturel», wie gesagt zu 100% aus Monastrell (aka Mourvèdre) gekeltert, ist in jeder Hinsicht das, was seine Etikette verspricht: ein Demeter-zertifiziertes Naturprogramm. Das betrifft den Umgang mit den Reben im Weinberg, aber auch die Arbeit im Keller. «Naturel» meint in diesem Fall nämlich auch: ohne Zusatz von Sulfiten. Und das ist nun wirklich sehr besonders.

Gemeinhin gehört der Einsatz von SO₂ (Schwefeldioxyd) zum Standard der Kellertechnik. Er ist, in den allgemein eher zunehmend restriktiven Dosen, unbedenklicher, als ein Neuling unter den Weinliebhabern befürchten mag (entdeckt er überhaupt den Vermerk «enthält Sulfite» auf einer Rücketikette). Das Kopfwahl jedenfalls, das manche dem Schwefel zuschreiben, ist fast immer eine Folge übermässigen Genusses. Jeder Gärvorgang entwickelt ein gewisses Quantum an SO₂ (weshalb auch dieser «Naturel» nur vermerkt: «ohne Zusatz von Sulfiten»). Schwefel ist, in vernünftigem Mass, ein verlässliches Mittel, einen Wein zu stabilisieren, dessen Oxidation zu verhindern.

Kellerarbeit ohne Einsatz von Schwefel ist also besonders anspruchsvoll, ein Indiz für besonders saubere önologische Kunstfertigkeit. Deren Resultat ist dieser erstaunliche Monastrell: inspirierend in der feinen floralen und schwarzbeerigen Aromatik, dicht und tiefgründig am Gaumen. Laaang im Abgang. Im Preis-Genuss-Verhältnis ist er sozusagen ein Sieger aller Klassen.

Traum vom Landleben

Fürs Grobe oder auch nur, um den Keller zu entrümpeln, lohnt sich ein robuster Ford Ranger Wildtrak.



Man muss Träume haben im Leben, finde ich – nicht weil man sie realisieren möchte, sondern allein um des Traums willen. Einfach weil es gut fürs eigene Seelenheil ist, sie zu haben. In einem dieser Träume lebe ich auf einer hübschen Farm im US-Bundesstaat Pennsylvania mit ein paar Eseln, Hühnern und anderen freundlichen tierischen sowie menschlichen Mitbewohnern. Es könnte natürlich auch irgendwo sonst in Amerika sein, wo man Platz und Ruhe hat, aber durch Pennsylvania bin ich schon mal gefahren, da hat es mir gut gefallen.

Und wenn man in einem grossen Land und eher in der Abgeschiedenheit lebt, so stelle ich mir das jedenfalls vor, ist man auf ein entsprechend praktisches Fahrzeug angewiesen. Da käme in meinem Traum eigentlich nur ein Pick-up von Ford in Frage. Ein Pick-up ist irgendwie so amerikanisch wie das Weisse Haus, unglaublich vielseitig und belastbar. Denn das einsame Landleben, denke ich, bringt viele Transportaufgaben mit sich – Futter für die Tiere, Holz, kaputte Geräte und was man sonst noch so auf die Farm oder in den nächsten kleinen Ort transportieren muss.

Wie das sein könnte, habe ich kürzlich zu Hause in Zürich ausprobiert, als ich für rund zwei Wochen einen Ford Ranger Wildtrak in Cyber Orange fahren konnte. Für amerikanische Verhältnisse hat der Ranger eine Durchschnittsgrösse, im Kreis 5 hingegen fällt man damit auf. Ich bin trotzdem damit in Parkhäuser gefahren und habe so getan, als wäre ich ganz selbstverständlich jeden Tag in diesem Pick-up unterwegs. Tatsächlich macht das trotz der ungewohnten

Dimensionen des Fahrzeugs durchaus Freude, denn der Ranger ist so komfortabel und gut ausgestattet wie eine Limousine, hat aber dazu diese anziehende Aura der Unverwüstlichkeit. Die Offroad-Qualitäten sind überragend, je nach Situation und Gelände lässt sich der variable Allradantrieb entsprechend umschalten.

Man sitzt zudem hoch oben am Steuer des Wildtrak, der aus dieser Perspektive dann eher an einen Lastwagen erinnert. Entsprechend sollte man den grossen Ford auch mit Umsicht fahren, das Manövrieren im umkämpften urbanen Raum lehrt einen Gelassenheit und Demut. Der kräftige, knurrige Dieselmotor sorgt für beruhigende Vibrationen in der grosszügigen Doppelkabine, so vergisst man nie, dass der Ford Ranger bei allem Komfort als Arbeitsgerät gedacht ist.

Zu meinem eigenen Bedauern gibt es im Umfeld meiner Stadtwohnung – ganz anders als auf einer Farm in Amerika – nicht regelmässig etwas zu transportieren, was den Einsatz eines Pick-ups vom Format eines Ford Ranger Wildtrak ganz natürlich erscheinen lassen würde. Ich habe trotzdem eine Aufgabe gefunden, die dem Fahrzeug angemessen erscheint, und deshalb Frau und Sohn zum Entrümpeln des Kellers aufgegeben. Damit geht nicht gerade ein Traum in Erfüllung, aber es wäre schon einiges geschafft.

Ford Ranger Wildtrak

Motor/Antrieb: Vierzylinder-Ecoblue-Dieselmotor, 10-Gang-Automatik, Allradantrieb e-AWD; Leistung: 115 kW/205 PS; max. Nutzlast: 1200 kg; max. Anhängelast: 3500 kg; Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h; Verbrauch (WLTP): 10,7 l/100 km; Preis: Fr. 59 559.-; Testfahrzeug: Fr. 65 215.-



OBJEKT DER WOCHE

Cooler Prophet

Böögg

Durchschnittliche Lebensdauer: gut 15 Minuten

Zürich hat bekanntlich nicht die beste Fasnacht, aber den berühmtesten Böögg. Am Montag, 15. April, ist es wieder so weit: Am Sechseläuten wird auf dem gleichnamigen Platz zur entsprechenden Stunde der Böögg angezündet.

Immer wieder beweist der coole Schneemann, dass er es mit dem Klimawandel nicht so ernst nimmt: Letztes Jahr explodierte sein Schädel erst nach 57 Minuten. Es folgte aber nicht ein rekordschlechter Sommer, wie es die bööggische Prophezeiung befürchten liess, sondern ein überdurchschnittlich warmer. Auch ein Jahr zuvor geriet die klimatische Sensorik im Hirn des Böögg etwas durcheinander: Sein Kopf ging nach nicht enden wollenden 38 Minuten in die Luft, deren Temperatur erreichte im anschliessenden Supersommer aber den zweithöchsten Durchschnitt seit Messbeginn. 2003 traf der fabelhafte Böögg den Nagel allerdings auf den Kopf. Er explodierte schon nach fünf Minuten und ebnete so den Weg für den legendären «Jahrhundertsommer».

Der unberechenbare, stramme Prognosevirtuose in leuchtendem Weiss steht auf einem zehn Meter hohen Scheiterhaufen, misst 3,4 Meter, ist 100 Kilogramm schwer und stiess erst 1892 offiziell zum Sechseläuten. Bis zum knalligen Höhepunkt braucht er durchschnittlich gut fünfzehn Minuten.

Benjamin Bögli

DER SINN DES LEBENS

Simona de Silvestro, Rennfahrerin

Die Thunerin bewundert Leonardo da Vinci und Michael Schumacher; sie sagt, wann Geld Glück bringt, und es sind schnelle Autos und gutes Essen, die für sie das Leben ausmachen.

Weltwoche: Kaffee oder Tee?

Simona de Silvestro: Filterkaffee!

Weltwoche: Was ist der Sinn des Lebens?

De Silvestro: Möglichst gut durchs Leben zu fahren und kalkulierte Risiken einzugehen.

Weltwoche: Was bedeutet das Wort «Gott» für Sie?

De Silvestro: Eine höhere Macht.

Weltwoche: Was ist die grösste Ungerechtigkeit auf Erden?

De Silvestro: Krieg und Hungersnot.

Weltwoche: Worauf freuen Sie sich jeden Tag?

De Silvestro: Meinen Zielen einen Tag näher zu kommen.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

De Silvestro: Dass Frauen einparken können.

Weltwoche: Wovon träumen Sie?

De Silvestro: Von meiner Olympiateilnahme im Bob und weiteren coolen Einsätze im Rennauto.

Weltwoche: Was gibt Ihnen Kraft in Momenten der Verzweiflung?

De Silvestro: Gespräche mit meiner Familie.

Weltwoche: Mit wem würden Sie bei einer Tasse Kaffee am liebsten diskutieren? Worüber?

De Silvestro: Mit Lewis Hamilton. Themen gäbe es viele, wobei mich momentan am meisten interessiert, wie er seine Motivation in der schwierigen Phase bei Mercedes aufrecht hält.

Weltwoche: Was bedeutet Liebe?



«Natur und Freiheit»: de Silvestro, 35.

De Silvestro: Leidenschaft.

Weltwoche: Was inspiriert Sie am meisten?

De Silvestro: Neue Herausforderungen.

Weltwoche: Auf welche Ihrer Eigenschaften sind Sie besonders stolz?

De Silvestro: Dass ich trotz vielen Hindernissen meine Ziele verfolge.

Weltwoche: Welche mögen Sie nicht so besonders?

De Silvestro: Dass ich manchmal die Sachen aufschiebe.

Weltwoche: Was ist das grösste Missverständnis, das über Sie in Umlauf ist?

De Silvestro: Dass ich nicht so schnell bin wie ein Mann hinter dem Lenkrad.

Weltwoche: Wenn Sie für einen Tag allein bestimmen könnten in der Schweiz, was würden Sie sofort ändern?

De Silvestro: Ich würde grünes Licht für den Bau einer Rennstrecke geben!

Weltwoche: Womit kann man Sie auf die Palme bringen?

De Silvestro: Wenn man unehrlich zu mir ist.

Weltwoche: Und womit kann man Ihnen eine Freude bereiten?

De Silvestro: Wenn ich mit Freunden und Familie Zeit verbringen kann, am besten bei einer sportlichen Aktivität.

Weltwoche: Wie gewinnt man Freunde?

De Silvestro: Wenn man offen und ehrlich auf Menschen zugeht. Und sich selbst ist.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

De Silvestro: Nicht zurückschauen.

Weltwoche: Was würden Sie der fünfzehnjährigen Simona heute raten?

De Silvestro: Mit den Erfahrungen von heute den selben Weg zu gehen.

Weltwoche: Welche historischen Persönlichkeiten bewundern Sie?

De Silvestro: Leonardo da Vinci und Schumacher.

Weltwoche: Macht Geld glücklich? Weshalb? Weshalb nicht?

De Silvestro: Geld hilft, sich keine Sorgen um seine Existenz zu machen. Glücklich würde es mich machen, wenn es mir ermöglichen würde, mich in der Formel 1 zu beweisen.

Weltwoche: Welcher Mensch bekommt nicht die Anerkennung, die er verdient?

De Silvestro: Das klingt vielleicht ein bisschen arrogant, aber manchmal denke ich, dass ich mehr Anerkennung für meine Leistungen im Motorsport hätte bekommen sollen.

Weltwoche: Was ist das Schönste an der Schweiz?

De Silvestro: Die Natur und unsere Freiheit.

Weltwoche: Welches Ziel möchten Sie noch erreichen?

De Silvestro: Einige Rennen im Rennauto zu gewinnen und an Olympia teilzunehmen.

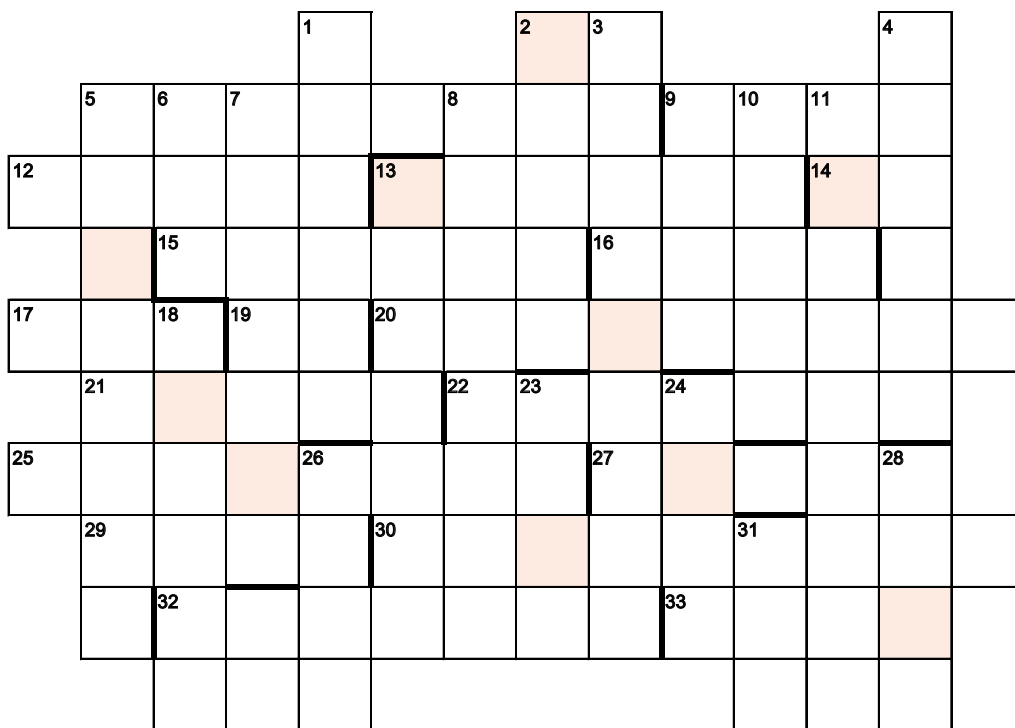
Weltwoche: Was macht das Leben lebenswert?

De Silvestro: Schnelle Autos und gutes Essen.

Sirocco Espresso Classico (Bohnen)



Geschmackvolle Espresso-Mischung aus Arabica-Kaffeesorten. In einem schonenden Röstverfahren baut der Espresso seine natürliche Säure ab und entfaltet sein rundes Aroma. Feine Säure, vollmundig-süsslich am Gaumen, mit Beeren- und Honignoten.



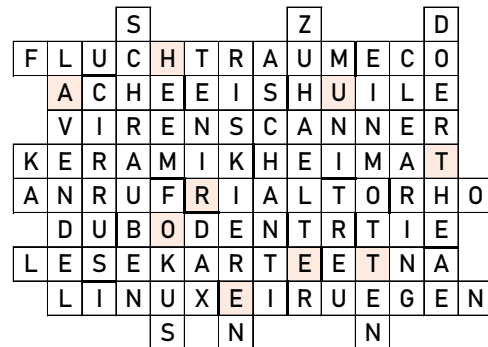
Lösungswort — Satire-Award?

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 Ex-CS ohne CZ 5 Sehorgane für schwierige Strassenverhältnisse? 9 eine wird von Priestern getragen und mehrere sind für schlechte Träume verantwortlich 12 Gesang à la «It Takes Two» 13 spanisches Friedenssymbol 14 Konjunktion, verbindet Nowosibirsk mit dem Nordpolarmeer 15 wenig geschätztes Verhalten, aber korrekte Antwort auf die Frage, wie Gammahydroxybuttersäure abgekürzt wird 16 ein schweinisher Kerl 17 beim Rennstart mit dabei, aber häufig eine Niete 19 buchstäblich nur ein halbes Wort 20 der Vortag, dort wo er affirmativ beginnt 21 muss bekanntlich sein 22 Beschichtungsstoff-Brei? 25 Allerwelts-Allergen 27 ist in Scheuerpulver enthalten 29 Genosse Josip Broz 30 bei ihm überwiegt die Lebenserfahrung die Lebensfreude 32 für die Fahndung wenig hilfreiche Personenbeschreibung 33 unvollständiger Zuckergeschmack am Roten Meer

Senkrecht — 1 ihm mangelt es nicht an Leidenschaft 2 liegt in Angola und stand auf dem Tennisplatz 3 tausend kleine Geldscheine? 4 setzen auf Streifenlook 5 Funktion von Roboterhunden? 6 anspruchlose Erwerbstätigkeit für Englischkundige 7 Eintopfsorte? 8 Eigenschaft schlecht gefüllter Besteckschubladen? 9 verbindender Schambein-Teil 10 Luftbewegungen der lästigen Art 11 lückenhafte Bordlektüre 13 kostenpflichtige Überlieferung? 18 ist zum Verzehr geeignet 23 für Unmusikalische eine Form von 10 senkrecht 24 ist in Hexenkesseln zu finden 26 ist unschön, zeigt sich aber gerne blank oder rein 28 wer gerne ..., sollte erst recht dringend eine einlegen 31 Schweizer 5 in Worten

Lösung zum Denkanstoss Nr. 862



Waagrecht — 4 FLUCHTRAUM (Fluch-Traum) 11 Umberto ECO (Wirtschaftsmagazin v. SRF) 13 ACHE (Flussname, engl. f. Schmerzen) 15 EIS 16 HUILE (frz. f. Öl) 17 VIRENSCANNER 18 KERAMIK 19 HEIMAT ist dort wo die Berge sind (Lied der Klostertaler) 20 ANRUF 22 RIALTO 24 RHO (griech. Buchst.) 25 DU 26 BODEN 28 beTRachten 29 TIEr (engl. f. knüpfen, binden) 30 LESEKARTE (Anagramm) 31 ViET-NAm 33 LINUX 34 EI/nS/zwEI/drEI 35 RUEGEN

Senkrecht — 1 SCHRAUBEN 2 ZUHA[nden entse]ELTER 3 DOERTHE (niederdt. Form v. Dorothea) 5 [LAV]ENDE[L] 6 HEEM (luxemb. f. heim) 7 TENIR (frz. f. (in der Hand) halten) 8 RI[SKIER]EN (rien = frz. f. nichts) 9 ASCHANTI 10 MUNI 11 EINMOTTEN 12 CLEARING (engl. f. Lichtung) 14 CIRRUS 18 ArniKA 21 FOKUS 23 (S)TREU-würze 27 DAX (Dachs) 32 prekAeren (F)Aellen

Lösungswort — **HAUTROETE**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



RING-COMMAND-SYSTEM



SAROS-
JAHRESKALENDER



ROLEX GLIDELOCK-
VERLÄNGERUNGSSYSTEM



REISEN MIT ÜBERBLICK

Die Sky-Dweller ist ein technisches Meisterwerk, das Eleganz mit Bedienkomfort verbindet – eine Armbanduhr, mit der Weltreisende die Zeit rund um den Globus im Blick behalten. Ihr Saros-Jahreskalender, der intelligent zwischen Monaten mit 30 und 31 Tagen unterscheidet, sowie eine zweite Zeitzone können schnell und sicher mithilfe des raffinierten Ring-Command-Systems eingestellt werden. Mit ihren herausragenden Funktionalitäten verkörpert die Sky-Dweller die einzigartige Innovationskultur von Rolex, die immer wieder neue Maßstäbe bei den mechanischen Armbanduhr setzt. **Die Sky-Dweller.**

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL SKY-DWELLER

OFFIZIELLE ROLEX FACHHÄNDLER

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com


ROLEX